

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 9.

Alle 3 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. März 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VIII. Band.

An die Leserinnen.

Seit dem Beginn unserer Zeitung gaben wir in dem unterhaltenden Theile derselben grundsätzlich stets nur kurze Novellen, oder skizzenhafte Erzählungen, welche selten den Raum einer Nummer überschritten.

Soviel dieses Princip für sich hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine längere Erzählung, neben der Möglichkeit größeren Personenreichtums und tieferer Characteristik auch interessanten und spannenden Local- und Situations-Schilderungen ein weiteres Feld bietet, während der engere Rahmen der kleinen Novelle nur „Genrebilder“ zu fassen vermag.

In Erwägung dessen entschließen wir uns, fernerhin nicht mehr so streng, als bisher, an dem erwähnten Princip zu halten, sondern die Spalten unserer Zeitung auch größeren historischen Erzählungen, längeren Novellen u. s. w. zu öffnen, sobald dieselben durch Gediegenheit und fesselnden Inhalt die Aufnahme rechtfertigen.

Die Erzählung „Amy Moss“, von welcher wir, als das erste größere novellistische Werk, unseren Leserinnen heute die ersten Kapitel übergeben, wird durch die genannten Eigenschaften ohne Zweifel den allgemeinen Beifall gewinnen und wahres, stets wachsendes Interesse erregen, zu dessen Erhöhung die der auf Ebsafaden beruhenden Erzählung beigegebenen Illustrationen noch wesentlich beitragen dürften.

Die Redaction.

Amy Moss oder das Blockhaus am Scioto.

I. Kapitel.
Die blaue Quelle.

Die Gule hatte ihren Tagesschlaf beendet; mit blinzeln- den, glöckenden Augen saß sie im Kreise ihrer Jungen, der kleinen Waldbolde, in der Höhle einer alten Buche, und begann sich zu rüsten für ihre nächtlichen Abenteuer. Manche vorwichtige Krähe, mancher rücksichtslose Holzheber und manch schnippisches Bachstelzchen hatten den Schlummer der weißen Gule gestört mit ihrem Geschrei und Geschnatter, doch diese Störenfriede waren nun zur Nachtruhe auf die vom Abendroth vergoldeten Baumwipfel gestiegen, und die Gule fühlte mit Behagen, daß es Nacht sei.

Es war eine schöne alte Buche, worin die Gule mit ihrer Brut wohnte, oder vielmehr, es war eine schöne Buche gewesen, denn obgleich ihre Aeste hoch in den Himmel ragten, obgleich ihre Wurzeln einen großen Raum des Waldbodens einnahmen, so waren ihre schönen Tage doch längst vorbei; ihr Stamm war hohl vom Grund aus bis zu der Stelle, wo die Aeste sich spalteten, ihre Rinde war dürr und löste sich ab. Die Buche stand da, eine Zeugin der Vergangenheit, ein geisterhaftes Monument, den Sturm erwartend, welcher es stürzen würde.

Einige frische junge Zweige hatten sich vor die Oeffnung

des Baumes gedrängt, durch welche die Gule ein- und ausflog; das Innere dieser Höhle war jetzt von goldenem Glanz erhellt, welcher zwar in Wahrheit von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne herrührte, doch den funkelnden Augen der Gule sein Dasein zu danken schien.

Die Buche stand an einem fast zirkelrunden, freien Plage von mäßiger Größe, welcher einige Meilen von den Ufern des Scioto und Ohio entfernt war und eingeschlossen von den majestätischen, grünen Wäldungen eines jungfräulichen Waldes. Diese Gegend, in welcher heut das geschäftige Gewühl von Tausenden sich regt, war damals nur wenig bevölkert; undurchdringliches Dickicht und riesenhafte Bäume, Indianerfahrten und Höhlen von Panthern und Wölfen waren zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, an der Stelle, wo jetzt volkreiche Städte sich ausbreiten; Wigwams (Indianerzelte) standen da, wo jetzt des Pfluges friedliches Eisen den Boden lockert, und Schlachtgebrüll und Mordlust schnaubte durch die Ebenen, wo schöne Damen jetzt ungefährdet luftwandeln.

Doch bewohnt war diese Gegend auch damals, obgleich die Loghütten (aus Baumstämmen gefügte Hütten), Plantagen und Blockhäuser in bedeutender Entfernung von einander lagen.

Die alte Buche stand allein unter den Bäumen und Büschen anderer Gattung; die Gipfel der stolzen Cedern und der wehenden Fichten auf der Anhöhe nur waren noch von den letzten Strahlen des erlöschenden Tages verklärt, der wie ein zarter Duft von Licht über dem Walde schwebte zögernd von der geheimnißvollen Schönheit des Ortes sich trennend und mit seinem Verschwinden die Scene in tiefes Dunkel hüllend.

Mit einem Schrei flog die Gule aus ihrer Höhle, die



Versammlung der Rothhäute; Dick und Gusta lauschend.
„Der Indianer war ein Thor, er liebte das Feuerwasser mehr als die alten Waldgründe etc.“ (Seite 66.)

Stimmen der übrigen gestäuberten Waldbewohner verstummten gänzlich, nur der Wind seufzte noch in den Bäumen. — Dann war Alles still, so still, als wäre diese Waldesstille seit der Schöpfung nie gestört worden, als wäre hier nicht die Wohnung des Wolfes und Panther und der noch blutdürstigeren Indianer, welche so leise durch die Wildnis schleichen, daß ihr Schritt kein Echo weckt, und ihr Fuß keine Spur zurückläßt.

Ueber den freien Platz, von welchem ein frischer Windstoß die Blätter hinweggefegt, ging jetzt das Licht des Mondes auf, und machte die Beschaffenheit des Ortes deutlicher erkennbar. Mitten auf dem Platz hüpfte ein schmaler, rauschender Bach hervor, nach Süd zufließend, und sich in dem Hügel weißer Blätter verlierend, welche der Wind in einer Ecke wie Schneeflocken zusammengeweht. Da, wo der Quell entsprang, war die Erde etwas blau gefärbt, von welcher Eigentümlichkeit derselbe seinen Namen erhielt.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang hatte der mächtige Wald in fast atemloser Stille geruht, selbst der Nachwind schien eingeschlafen, und ließ die schlanken Kronen der Fichten regungslos die Nachtstille athmen. — Was schleicht da mit leisen, unhörbaren Schritten, wie ein Geist der alten Wälderbewohner, hinter der Buche hervor? Es ist eine menschliche Gestalt, oder doch ein Wesen, welches eine menschliche Hülle angenommen, und geräuschlos, ohne zu schreiten, über die Erde gleitet, vorsichtig durch die Bäume lugend, und lauschend, als wolle es das Summen des Glühwürmchens unterscheiden. — Nirgends ein Feind, nirgends eine Gefahr in der tiefen Stille der Nacht! durch diese Ueberzeugung ermutigt, betrat der geheimnißvolle Anführer den freien Platz, ohne sich jedoch aus dem Schatten der Bäume zu entfernen.

Es war ein großer Indianer im kriegerischen Schmuck, d. h. bemalt, wie die Eingeborenen Nordamerikas sich zum Kampfe bemalen, und bei weitem schöner, als diese rothen, rohen Naturköpfe sonst zu sein pflegen.

Das Licht des Mondes ließ ein Antlitz erkennen, über das, trotz seines wilden Ausdrucks, noch nicht 20 Sommer gegogen waren, und Mund, Augen, Nase und Kinn gaben dem Gesicht das Gepräge von Adel und Majestät, welches an Gottes größtem Werk, dem Mann, auch unter civilisirten Nationen da noch bemerkt wird, wo das ursprüngliche animalische Kraftbewußtsein nicht in Verfeinerung und Ueppigkeit untergegangen.

Der Krieger, dessen Züge sogar durch die der Schönheit so unvortheilhafte Malerei des Gesichts nicht ganz entstellt wurden, trug Mocassins (die wildledernen Schuhe der Indianer), Gamaschen, die vom Knöchel bis hinauf zum Gürtel reichten, und in der Gegend der Knie mit langen Franzen geschmückt erschienen. Ueber seine Schultern fiel ein reich verzierter Mantel in malerischen Falten, während von dem Halsstragen allerlei Quasten und Amulette auf die nackte Brust herabgingen, welche seltener Tattowir, eine Hand, die ein Messer faßt, zeigte. Der Kopf, gegen die Sitte der Indianer mit langem Haar bedeckt, war mit einigen Adlerfedern geschmückt.

An der Seite des Mannes glänzte die scharfe Streitart, der sogenannte Tomahawk; das lange fürchterliche Messer, dessen schneidender Gebrauch nur zu wohl bekannt ist, eine Patronenfahse und ein Pulverhorn; in seiner linken Hand hielt er eine Flinte, auf die gelehnt er den Platz, wo er sich befand, genau zu erforschen schien.

Nachdem seine schwarzen durchdringenden Augen nach jedem Winkel ihre Pfeile geschossen, ohne einen Grund zur Beunruhigung zu erfassen, ließ er einen schwachen Gulenschrei hören, auf welches Zeichen eine andere Gestalt hinter den Bäumen hervortrat.

Der neue Anführer war kleiner als der Indianer, und seine Kleidung, sein Gang, seine Bewegungen bezeichneten ihn sogleich als einen Weißen. Er trug hohe Stiefeln statt der Mocassins, Beinkleider, einen hübschen Jagdrock, auf dem Kopf eine Bärenmütze und im Arm gleichfalls eine Flinte. Auf dem Rücken hatte er ein Felleisen und schritt gemächlich vorwärts, bis er den Indianer erreichte.

„Ein schöner Ort, Custaloga!“ sprach der Weiße, mit ernstem Blick das liebliche Fleckchen Erde und dann den Himmel beschauend, welcher wie eine blaue See über den Häuptern der Bäume lag; „so schön, daß ich am liebsten mich gleich niederlegen möchte und ihn zeichnen.“

„Mein Bruder liebt, die Bäume des Waldes in seinem Bude zu sehen.“ erwiderte der Indianer mit sanfterer Stimme, als sonst den Männern seiner Race eigen; „und seine Finger machen, daß das Papier aussieht wie die Erde und Buche. Custaloga ist ein Krieger, doch wenn die Streitart ruht, so schaut er aus wie sein weißer Bruder und lächelt. Jetzt aber ist es Nacht, der Wolf heult durch die Wälder, mein Bruder hat einen Scalp (Kopfhaut, vornehmlich bei den Indianern, die sie überwundenen Feinden abziehen), und wird nicht gern mit nacktem Kopf ins Blockhaus zu den weißen Rosen zurückkehren wollen.“

„Hört, Nothhaut, Ihr habt eine ungemüthliche Art zu schwätzen.“ sagte der Andere, mit der Hand über den Scheitel fahrend, als wolle er sich versichern, daß sein Haupt noch von der natürlichen Hülle bedeckt sei, „aber hättet Ihr nicht Jane und Amy erwähnt, ich hätte mich hier ins Gras gefauert, und diesen Platz skizzirt; 's ist zu verführerisch, Adler-Auge!“

„Mein Bruder ist ein großer Zauberer, er kann ein Blatt Papier machen gleich dem Himmel, gleich dem Hirch des Waldes und gleich dem holden Antlitz eines Mädchens, aber mein Bruder ist auch ein weiser Mann und wird im Walde sich umschauen und wachsam sein, daß er dem Nothfink und einem Hundert Shawneekriegern nicht in die Hände falle, die nach seinem Blut dürsten.“

Der junge Weiße, dessen sonnegebräuntes, doch angenehmes Gesicht sich beim Lichte des Mondes deutlicher erkennen ließ, faßte seine Flinte und blickte aufmerksam umher. „Glaubt mir, Custa, ich bin nicht einer von denen, die sich leicht schrecken lassen, ich habe gejagt, habe Thiere, Bäume und Blumen gemalt, hier im Bereich dieser Bagabunden mehr als einmal, aber wenn Ihr den „Nothfink“ nennt und so ein hundert Stück seiner bemalten Shawnee-Teufel (Shawnee, ein Indianerstamm), da muß auch einem Mann das Herz in die Schuhe fallen, als sähe er auf allen Bäumen Gespenster. Ja gebe kein Wieselschwanzchen für unsere Köpfe, wenn wir den blutgerigen Schurken begegnen; wir müssen uns einen sichern Hinterhalt suchen.“

„Mein Bruder spricht wie ein tapftrer Mann; wenn seine Feinde kommen, wie die Blätter des Waldes, welche kein Mensch zählen kann, so muß er sich verbergen in der Nacht, damit er am Morgen seine Zeit ersehen könne zu sechten wie ein Held; komm!“

Der Indianer verließ den offenen Platz und wandte sich einem alten Baum zu, der vor langen Jahren umgebrochen, jetzt von einem dichten Gebüsch überragt war, welches aus der weiten Höhlung des umgefallenen Stammes hervorzuwachsen schien. Sorgfältig die Spur seiner Tritte hinter sich vertilgend, verbarg der Krieger sich hinter der dichten Laubwand des Busches, während sein Gefährte mit derselben Vorsicht ihm folgte. Sie sprachen nicht, sie schienen kaum zu athmen und bald war die minutenlang unterbrochene Stille wieder zurückgekehrt.

Custaloga, der junge Indianer, welchen wir so eben auf seiner nächtlichen Wanderung kennen gelernt, war als Knabe von 12 Jahren bei einem heftigen Scharmügel zwischen Weißen und Eingeborenen in die Gefangenschaft einer weißen Familie gerathen, welche ihn anfangs als Gefangenen behandelte. Nach und nach stößte der Jüngling seinem Herren solches Vertrauen ein, daß ihm gestattet wurde, nach Belieben in den Wäldern zu jagen unter der Bedingung, zu bestimmten Zeiten nach Cane-Brakehouse zurückzukehren, dem Blockhaus, welches der Richter William Moss mit seiner Familie bewohnte, und das zuweilen auch „Wigwam“, oder kurzweg „das Moss“ genannt ward.

So seltsam es scheinen mag, Custaloga, von den Wyandots, den Indianern seines Stammes, Adler-Auge genannt, war gehorsam und sanft wie ein Kind den reizenden Töchtern des Anführers, Amy und Jane, gegenüber. Sie hatten ihn sogar so weit gebracht, lesen und schreiben zu lernen, wenn auch nicht vollkommen gut, so doch gut genug, ihn weit über seine Brüder zu stellen und ihm selbst Freude zu gewähren. Oftmals sogar wenn der wilde Indianer, der Spur eines Hirsches folgend, an einen Lieblingsplatz im Walde gekommen war, zog er sein Buch hervor, und vertiefte sich so in das Lesen, daß er den eigentlichen Zweck seines Ausflugs fast darüber vergaß.

Die übrigen Anführer der Gegend wunderten sich, daß der Richter Moss so thöricht sei, eine Schlange im Busen zu nähren, die ihn früher oder später verwunden werde. Doch der Richter hatte nichts einzuwenden gegen das, was seine geliebte verstorbene Gattin Mary, was seine theuren Töchter, Amy und Jane, gut und recht fanden, und behandelte den Jüngling als Hausfreund, obgleich er oft bedenklieh den Kopf schüttelte, da Custaloga, wie einmal geschah, ein ganzes Jahr ausblieb und die Mädchen schon anfangen, ihren verlorenen Liebhaber zu betrauern.

Eines Abends, als die Familie beim Mahl saß im Schatten ihres sichern Blockhauses, sich über Angelegenheiten der Colonie und über den Krieg der Anführer mit einigen Indianerstämmen unterhaltend, dessen Annäherung man befürchtete, flog ein Kanot über die Wellen hin ans Ufer, ein Mann stieg aus und — Custaloga kam nach zwölftägiger Abwesenheit, seinen Platz am Tisch seines Wohlthäters einnehmend, als sei er gestern erst geschieden. Er hatte in den Wäldern gejagt, hatte dem Nest seines Stammes im Kampf beigestanden, und kehrte nun zurück, weil er von einem großen Aufstand der Nothhäute gehört, und seinen weißen Freunden nützlich zu sein hoffte.

Mr. William Moss warf einen Blick finstern Argwohns auf den Jüngling und wollte diesem Argwohn Worte geben, als Amy ihre Hand auf des Vaters Arm legte und ihm ein Wort zuflüsterte. Darauf wandte sie selbst sich zu Custaloga, und warf ihm in dem kältesten Ton, dessen sie fähig war, seine Undankbarkeit vor. Des Indianers Augen sprühten Feuer, doch wandte er sich still ab und fuhr fort zu essen. Von dieser Stunde an ward die Vergangenheit nicht mehr erwähnt, Custaloga bezog seine Loghütte im Innern der Blockade und fischte und jagte für die Familie. Nichts ward mehr vernommen von einem Aufstand der Indianer mehre Monate hindurch und das Leben in Cane-Brakehouse ging seinen gewöhnlichen ruhigen Gang.

Amy blieb, im Vergleich zu ihrem frühern Benehmen, kalt und ernst gegen den jungen Indianer, ja sie schlug sogar seine Begleitung aus, als sie zu einer krankten Verwandten berufen ward, welche, in einer benachbarten Loghütte wohnend, sie um freundschaftlichen Beistand ersucht hatte.

Custaloga zeigte sich nicht im mindesten betroffen oder verletzt durch diesen Beweis von Empfindlichkeit.

Die Harvey, des jungen Indianers Gefährte bei seinem heutigen Ausfluge, der Maler der Wälder, war ein junger Mann, welcher mit unerschrockenem Muth eine glühende Liebe für das Leben in der Wildnis verband und eine unbewingliche Neigung zur Kunst. Nicht zu der Kunst, welche im Gewöhnlichen großer Städte, in prächtigen Museen erlernt wird, sondern zu der Kunst, die sich vom Thau des Morgens nährt, von dem warmen Sonnenstrahlen des Tages, und intern Blätterdach auf grünem Mooscanapee ihre süßesten Träume träumt. Seit drei Jahren zog der junge Mann jagend, fischend und malend am Ohio und dessen Nebenflüssen umher — hier fand er auch Custaloga, der, sich ihm hilfsreich erweisend, das Herz des Künstlers in Dankbarkeit entzündete, und sich in ihm einen warmen Freund gewann.

Nach diesen nothwendigen Andeutungen über die Persönlichkeit der zwei jungen Männer kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Ungefähr eine halbe Stunde hatten Custaloga und Harvey in ihrem schattigen Hinterhalt gelegen, ohne daß auch nur ein Laut die Stille unterbrach, das Rauschen der Quelle ausgenommen und das Flüstern des Windes in den Zweigen.

Da plötzlich ward die Nähe auf seltsame Weise unterbrochen. Ein Mann kam in vollen Lauf durch den Wald, stamfend, keuchend, die Zweige unter seinen Füßen zertretend, kurz, einen völligen Mangel der Vorsicht zeigend, welche zu jener Zeit auf den Streifzügen durch die amerikanischen Wälder beobachtet wurde.

„U!“ sagte der Schwarze keuchend und nach allen Seiten sich umschauend, „'s Kind hat keine Lust mehr. — Will's die alte Nothhaut betrügen? Dem Kind ist kalt — hört die alte Here, lieft Stöcke auf für den alten Mann — wollen den Neger damit verbrennen. Hu — garstiger Platz, finstler — 's Kind mag nicht sehen. — Hei — was ist das — Peitsche knallt? Nein — ist ein alter Kobold, grinst den Mond an —

häßlicher alter Kobold — der die Henne stiehlt, Eier ausfaugt Warum ist der Neger hier? — Ho — ho — kein Spaß — Neger hat böses Blut — ha! ha! — Sie denken ich liege im Bett — heisa — sie irren sich. — Warum schlug junger Massa mich? 's Kind läßt sich nicht schlagen — ho!“

„Mein Bruder schwatz wie ein altes Weib — sagt alle seine Geheimnisse — warum nicht ruhig warten, bis der Häuptling kommt?“ Der Neger wäre bei dem kräftigen Schlag auf die Schulter, von welchem diese Worte begleitet waren, fast zu Boden gefallen. — Vorsichtig, doch mit Entsetzen im Gesicht, mit schlotternden Knien blickte er seitwärts und erkannte zu seiner Verwunderung einen Indianer des Shawneestammes, der fast nackt, in der greulichen Weise indianischer Krieger tättowirt war.

„Huffa!“ begann der Neger. „Still!“ gebot der Indianer, ging einige Schritte vorwärts, setzte sich in den Baumschatten in geringer Entfernung von Custaloga's und Harvey's Versteck und begann seine Pfeife zu rauchen. Der Neger setzte sich an seiner Seite nieder.

Andere Nothhäute schlichen nun heran, bis 14 derselben versammelt waren. Alle nahmen in der Nähe ihrer zwei Gefährten Platz, zündeten ihre Pfeifen an und begannen gemächlich zu rauchen.

Nach einigen Minuten ernstes Schweigens erhob sich ein junger Krieger, mit einer kurzen Schlinte bewaffnet, dessen Gewand reich mit allerlei Tand und silbernen Gehängen verziert war. Den Arm ausstreckend deutete er nach West, und hielt in seiner Sprache, die dem Neger jedoch gekläufig genug war, den Sinn zu fassen, folgende Rede:

„Vor langen Jahren kam, aus einer fernen Gegend unter der Sonne, ein Volk von Menschen her ohne Herzen, mit feurigen Bogen und Pfeilen, und begierig nach Land. Sie hatten ein Feuerwasser, das war sehr heiß und wärmte den armen Indianer, aber es machte ihn krank und tödtete ihn nach und nach. Der Indianer war ein Thor, er liebte das Feuerwasser mehr, als die alten Waldgründe, in denen er gejagt hatte; er trank das Feuerwasser der weißen Männer, und da er im Todesstadium von dem Trunke, nahmen die „Blasgesichter“ die „Langmesser“ (Long-knives und Pale-faces, Namen der Weißen bei den Indianern) ihm sein Land. Die Nothhäute erwachten und sahen sich ohne Land. Doch der Wald war groß, und sie gingen hinweg und begruben sich in seine Schatten, und ließen einen breiten Weg zwischen den Blasgesichtern und ihnen. Aber eines Morgens kamen die weißen Männer und schrien: „mehr Land!“ und nahmen es, „mehr Land!“ und sie nahmen es, und sie sagten den Nothhäuten, daß sie nicht mehr im Walde jagen sollten, sondern die Erde aufwühlen wie Maulwürfe; und einige listige Männer unter den Weißen schlossen Freundschaft mit den Nothhäuten und entwaffneten sie. Jeden Tag forderten sie mehr Land und sie nahmen es!“

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne, lehnte seine Flinte an einen Baum, legte eine Hand auf die Brust, hielt die andere erhoben und fuhr fort:

„Wo ist mein Volk? Die Blätter des Waldes sind roth von ihrem Blute; der Wald hat keine Thiere mehr für sie, bald werden sie hungern müssen, denn die Blasgesichter nehmen Alles. Aber die Nothhäute sind Männer, sie haben Kriegerherzen, ihre Hand ist wie der Blitz, ihr Fuß wie die eilende Welle, die keine Spur zurückläßt, ihr Auge ist wie das des Adlers in den Wolken! — Wägen die Nothhäute ihre Streitart wieder ausgraben, und den Feind überfallen wie ein Wirbelwind, daß Freude sei in den Wigwams unserer Brüder.“

Er setzte nun unter dem Beifallsgeflüster seiner Zuhörer auseinander, daß alle Indianerstämme sich vereinigen wollten, das Joch der verhassten Weißen abzuschütteln, daß bald der Tag zum Beginn der Fehde bestimmt werden solle, und daß, als ein günstiges Omen für ihr Unternehmen, ein Neger anwesend sei, welcher als Diener eines Weißen bereit sei, ein mit Waffen und Munition reich versehenes Fort in ihre Hände zu liefern nebst großen Reichthümern, unter der einzigen Bedingung, daß er einen Theil der Beute erhalte, und seine Stammgenossen und die weißen Weiber verschont bleiben; die Männer überließ er ihnen sämmtlich.

„Alle Worte wahr!“ sagte der Neger aufstehend, nachdem der Sprecher geendet. — „Das Kind wird Alles thun — warum schlug Massa Charles armen Neger — Ho, ho . . .“

Nach diesem schwachen reberischen Versuch nahm der Neger seinen Platz wieder ein.

Die Krieger bewilligten die von dem Neger gestellten Bedingungen und trennten sich, nachdem noch eine Zusammenkunft zwischen Nothfink und Jonas, dem Neger, verabredet worden. In 10 Minuten war der Ort so still, als habe er nie Worte wie Blut und Krieg vernommen.

Eine Viertelstunde verging, ohne daß auch nur ein Rauschen gehört ward; dann erst erhob der Indianer sein Haupt, spähte nach dem Platz hinaus und kroch dann hervor wie eine Schnecke, gefolgt von Dick Harvey.

„Das ist ja die schändlichste Verschwörung, die jemals in einer halben Stunde ausgebrütet wurde!“ murmelte der Maler empört; „dieser abscheuliche Neger, Spity Jonas, ich hätte ihm am liebsten seine schwarze Haut gleich tüchtig gekläut, oder noch lieber den alten Schafal niedergeschossen!“

„Still!“ unterbrach ihn der Indianer. — „Custaloga ist heiß, seine Zunge ist verdorrt; die Rede des wilden Nothfink brannte gleich Feuer. — Die Singvögel von Cane Brake müssen gerettet werden. Custaloga wird trinken und dann sprechen mit seinem Bruder!“

Der junge Indianer betrat den freien Platz, trank aus der an seiner Seite hängenden Kürbisflasche einen tiefen Zug, und setzte sich dann nieder, Speise hervorziehend, von der er Harvey mittheilte. „H, Bruder, wir haben einen weiten Pfad bis morgen.“

„Denkt Ihr zuerst ins Blockhaus zu gehen?“ fragte der Maler.

„Custaloga hat andere Gedanken,“ erwiderte der Indianer, „er will die Spur der bösen Männer verfolgen, die den weißen Kisten der Oben Gefahr drohen.“

„Ich thue, was Ihr thut, Nothhaut; ich folge Euch, wohin Ihr geht;“ war des Malers Antwort, und nachdem Beide sich durch Speise und Trank zu ihrer Wanderung gestärkt hatten, lenkten sie ihre Schritte in das Dunkel des Waldes.

2. Kapitel. Das Blockhaus.

Die Morgendämmerung hatte mit rosigem Finger den fahlen Schleier der Mondnacht hinweggezogen; der Nebel, welcher, ein schwerer feuchter Mantel, auf den Bäumen des Waldes gelegen, sank auf die Hügel hinab; der Gesang der Vögel, das Brüllen des Rindviehs und die schnatternden Stimmen der Gänse ließen sich bereits vernehmen, doch kein Lebenszeichen menschlicher Bewohner war an dem Blockhause zu bemerken, welches der Richter Mooss mit den Seinen bewohnte.

Der Tag, welcher in Amerika ursprünglich der Dämmerung folgt, hatte den ganzen Reiz eines herrlichen Morgens über diese Stelle ausgegossen, welche die Natur so schön geschaffen; und die Menschenhand hatte ihre Schönheit nicht verdorben, sondern dieselbe, die sonst eine todte gewesen wäre, nur belebt.

Hier, am Ufer des Sciotosflusses, hatte noch vor kurzer Zeit der jungfräuliche Wald sich ausgedehnt, unangestastet von dem nivellirenden Beil der Civilisation; da waren die weißen Männer gekommen, hatten die Art an die uralten Bäume gelegt, das Feuer zu Hilfe genommen, und Loghütten waren entstanden; doch, so ist der Mensch! Bald genügten die Loghütten nicht mehr, und feste Häuser nahmen ihren Platz ein.

Der Ort, dem wir hier unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, zeigt uns eine weite, an drei Seiten mit dichtem Wald umgürtete freie Ebene, welche, wie hier und da verkohlte Baumstümpfe zeigten, von der Hand des Menschen gelichtet worden war. Grüne Wiesen, reisende Kornfelder und Obstgärten zogen sich in der Nähe des Flusses hin, im Ganzen ungefähr 200 Acker umfassend. Ein Heuschäfer vom vergangenen Jahre erhob sich in den blauen Morgenhimmel, und ein zierlich umzäunter Garten bekundete die fleißige Hand schönheilliebender Menschen.

Was der Landschaft indessen erst ihren eigenthümlichen Ausdruck gab, war das Wohnhaus des Farmers, welcher sich hier, an der äußersten Grenze der Civilisation, angesiedelt, und sein Haus durch alle, ihm zu Gebote stehende Mittel befestigt, welche zur Abwehr der wilden Eingebornen dienen konnten.

Das Haus, oder besser, die Vereinigung von Häusern, war ringsum von Pallisaden umgeben, die aus gespaltenen Eichenstämmen bestanden. Jeder Balken (von 10—12 Zoll im Durchmesser) hatte 15 Fuß Höhe, deren dritter Theil, in die Erde eingelassen, dieser hölzernen Mauer Festigkeit gab. Außerhalb der Pallisaden war die Erde aufgeworfen, und dadurch ein Graben gebildet, der ohne große Schwierigkeit mit Wasser gefüllt werden konnte, hätte die vollkommene Ruhe, in welcher die Bewohner der Farm seit langer Zeit hier lebten, diese Vorsichtsmaßregel gerechtfertigt.

Diese Pallisaden aus gespaltenen Eichenstämmen, deren glatte Seite nach außen stand, erhielten noch mehr Festigkeit durch starke Bretter, welche durch lange Baumnägel an jene festgenagelt waren. Zur Linken, nach dem Walde zu, war ein Thorweg, breit genug, einen Wagen hindurch zu lassen. Dieser Thorweg ward stets von innen fest verrammelt, denn die Hausbewohner liebten ihre Sicherheit zu sehr, um diese Vorsicht jemals zu vergessen.

Von der vierten Seite war die kleine Festung mehr durch die Natur als durch menschliche Bemühung sicher gestellt, indem die Pallisade auf jener Seite nur so weit vom Fluß entfernt stand, um einem, gegen die Macht der Wellen errichteten Wall Raum zu geben, hinter dem zwei große Wolfsjunde Lag und Nacht Wache hielten.

Inmitten dieser Festungsmauer befanden sich verschiedene, an sich nicht eben ausgezeichnete Gebäude. Ein nettes einstöckiges Wohnhaus mit einer bedeckten Veranda an der Vorderseite und wohlgepflegten Blumenbeeten vor der Thür. Gegenüber standen bescheidenere Häuschen, für die schwarze und weiße Dienerschaft des Hauses bestimmt, vor deren Fenstern sich ebenfalls ein Garten ausbreitete, doch nicht mit Blumen, sondern mit „nützlicheren Gewächsen“ bepflanzt. Ein breiter, wohlerhaltener Weg trennte die Wohnung Derer, die zu beschaffen, von der Wohnung Derer, die zu geborgen hatten.

Auf einem etwas erhöhten Platze, zwischen diesen zwei Theilen der Farm-Gebäude, erhob sich das eigentliche Blockhaus, ein hölzernes Fort, welches nicht nur die Bewunderung, sondern oft den Neid der benachbarten Ansiedler erregte. Das untere Stockwerk hatte 28 Fuß ins Gevierte, das obere 30 Fuß, so daß dieses über jenes hinweglief; eine Bauart, welche bei amerikanischen Blockhäusern gewöhnlich angewandt ward, da dieselbe den Vortheil bietet, auf die, das untere Stockwerk Angreifenden mit größerer Sicherheit zu schießen.

Das Blockhaus war, wie zu jener Zeit und in jener Gegend natürlich, nur aus roh behauenen Holzstämmen gefügt, die, jeder 1 Fuß im Durchmesser, durch Bürtel mit einander verbunden waren. Starke eichne Fensterladen, schwere hölzerne Mangel und ein festes abschüssiges Dach, glatt genug, um nicht leicht Feuer zu fangen, vollendeten das Äußere dieser Bastei, für deren Benutzung sich, wenn die Gerüche nicht trügten, die baldige erste Gelegenheit finden sollte.

Es war im Spätommer 1790, noch waren die Greuel nicht vergessen, welche die Eingebornen in Verbindung mit verrätherischen Ueberläufern der Weißen in andern Gegenden verübt, doch von den Ufern des Scioto und Ohio war der Krieg bisher fern geblieben.

Eine köstliche Ruhe lag über dem Orte ausgebreitet, welchen wir so eben dem Leser vorgeführt, und schwerlich konnte in dem Beschauer des friedlichen Plazes die Ahnung aufstauen, daß es so bald Verrath, Schrecken und Todesangst beherbergen werde.

Die Dämmerung war noch nicht lange von der Gegend gewichen, als sich Hufschlag in einiger Entfernung vernehmen ließ und bald darauf ein starkes Pferd mit zwei Reitern jenseits des Flusses auf die Farm zu galoppirte, ohne doch von den Bewohnern derselben bemerkt werden zu können. Augenscheinlich war den Reitern auch viel daran gelegen, unbemerkt zu bleiben, denn rasch stiegen sie ab und hielten sich hinter den Bäumen des Ufers verborgen.

Der zuvorderst im Sattel gesessen, war der uns schon bekannte Neger, der andere ein Indianer, doch war es keiner der gewöhnlichen Rothhäute, ja, man darf behaupten, daß er selbst unter diesen seinen Brüdern als häßlich galt, und dem

Europäer, der ihn unvorbereitet gesehen, jedenfalls einen Ausbruch des Entsetzens entrisen haben würde. Er war ein alter Mann von beträchtlicher Größe. Sein Gesicht war theils weiß, theils roth gemalt, d. h. Nase und Stirn weiß, bis dahin wo das Haar begann, welches, mit Oker roth gefärbt, auf dem Wirbel zusammengebunden erschien. In Verein mit diesem Haarbüschel hing ein Federbüsch vom Scheitel herab; seine Nase, deren wir als weiß bemalt erwähnt, existirte eigentlich nicht, sondern nur ihre Stelle war bemalt, da er dieses so nützliche und zur Schönheit unentbehrliche Glied bei einer Schlägerei in der Trunkenheit eingebüßt hatte. Ueber Mund und Kinn war eine rothe Hand gemalt; auch die nackten Arme waren tätowirt. Ein Halsband von Krähensehern nebst Wampumschnur (Kette der Wilden aus Muschelschalen) umgab seinen Nacken; übrigens trug er Beinkleider, lederne Moccasins und einen schmutzigen Mantel. Außer mit einer Flinte nebst Pulverhorn war er noch mit dem Tomahawk und dem Scalpirmesser versehen. Wie ein Gespenst seiner Race erschien dieser Wilde, ein abschreckendes Bild dessen, was die verderbliche Macht des „Feuerwassers“ aus den zwar rohen, aber kräftigen Naturhähnen gemacht.

„Ha, ha,“ lachte der Neger, die geballte Faust gegen das Blockhaus erhebend. — „Ist schön jetzt und stolz anzusehen; wart' nur — Lachen soll euch vergehn.“

„A!“ rief der Indianer und holte lang Athem, als wäre er froh, von der unbequemen Stellung auf dem Pferde erlöst zu sein — „Giebt's keinen Rum mehr?“

„Ja, Massa Ohneas,“ versetzte der Schwarze, die Kürbisschale der Rothhaut hinreichend, die einen so kräftigen Zug daraus that, daß man wohl sah, diese Kehle sei an Feuerwasser gewöhnt, „s Kind geht fort von Euch, muß thun, was Massa Ohneas befehlt.“

Der Indianer, ein Verstoßener seines Stammes, der erst kürzlich bei dem erneuten Kriegslärm zurückgekehrt war, nickte und ging schweigend hinweg, als sei fernerer Wortwechsel unnütz.

„Kind traut dem Burschen nicht,“ murmelte der Schwarze in sich hinein; „will scharf Auge haben auf ihn.“ Mit dieser klugen Bemerkung schreift er dem Ufer des Flusses zu, winkte zum Blockhaus hinüber und nach kurzer Pause erschienen drüben zwei junge Neger, fuhrten mit einem flachen Boot hinüber und holten ihren Gefährten nebst dessen Pferd zurück in die Farm.

Der Indianer war unterdessen im Walde verschwunden. Nach einer halben Stunde erschienen zwei andere Männer am jenseitigen Ufer, augenscheinlich erschöpft und müde. Es waren Custaloga und Harvey. Langsam gingen sie den Fußweg entlang, bis zu der Stelle, wo der Indianer und der Neger vom Pferde gestiegen.

„Meiner Treu!“ sagte Harvey, sich ermattet auf einem Baumstamm niederlassend, „diese Ratter hat mich außer Athem gehetzt. Wenn ich den Neger in meine Gewalt bekomme, ich wollte ihm seine schwarze Haut schröpfen, so wahr ich Dich heiße.“

„Es waren zwei,“ bemerkte Custaloga, die Fußstapfen am Boden untersuchend, „und einer davon eine Rothhaut.“

„Woher unter ihr das?“ fragte Harvey bestürzt.

„Das hier ist ein Negersfuß — das der Moccasin und die Fußspur eines trunkenen Indianers.“

„Vorwärts dem!“ sagte Custaloga, seine Flinte ergreifend und Custaloga folgend, welcher bereits der Spur in den Wald nachging. „Ich bin freilich wie zerschlagen, aber wo es darauf ankommt, einer solchen tückischen Rothhaut auf den Leib zu rücken, will ich nicht hinten bleiben.“

Die Spur führte sie in ein Gebüsch, ungefähr 200 Yards (ein Yard = 3 Fuß) vom Blockhause entfernt. Custaloga spähte in das Dickicht, und eine lange Weile verriethen seine Züge keine Spur einer Entdeckung. Plötzlich aber leuchtete es auf in seinem Gesicht, dann wich der Ausdruck der Ueberwachung dem des Widerwillens, und ohne eine Wort zu sprechen, machte er Harvey durch Pantomimen begreiflich, daß der trunkene Indianer in festem Schlafe liege.

Hierauf übergab er die Flinte seinem Gefährten, nahm einen Riemen hervor und ging mit leisen Schritten ins Gebüsch, seinen Begleiter in erster Besorgniß zurücklassend. Harvey lugte durch das Laub und beobachtete das Beginnen des befreundeten Indianers. Als dieser bei dem gesuchten Gegenstand angekommen, welcher, den Rücken an einen Baum gelehnt, fest schlief, kniete er nieder, legte den Riemen um den Schlafenden und schnallte ihn an Baum fest.

„Kommt,“ rief nun Custaloga, „ich wanderte durch den Wald und fand einen Fuchs!“

Harvey slog, so schnell er vermochte, dem Schauspiel dieser Scene zu, bis er athemlos dem Trunkenbold sich gegenüber befand, der, entwandert und gefesselt, seinen Ueberwinder mit dummem Geschaun anstarrte.

„Ist das ein Shawnee?“ fragte der Maler, „wenn's einer ist, so ist er der scheußlichste seiner Race. — Also das ist einer von den Kriegern, vor denen wir uns fürchten sollen?“

„Sah mein Bruder jemals die wilden Rasse auf den Prairien?“ fragte Custaloga.

„Ja wohl; — warum?“

„Wenn die wilden Rasse sehen, daß ihrer Eines schwach und unfähig ist, so reizen sie es und treiben es so lange umher, bis es wild wird, bis seine Mähne sich sträubt und es über den rauschenden Strom setzt. Wenn die Schwärze nach Ost fliegen, nach der Gegend, woher die Sonne kommt, so versammeln sie sich und prüfen ihre Flügel, und der nicht fliegen kann, wird getödtet. Wenn ein Shawnee eine Memme ist, so nehmen die Männer seines Stammes Riemen und peitschen ihn hinweg. Ein solcher ist Mustwash. Sein Volk sah, daß er eine Memme war und das Feuerwasser liebte, so trieben sie ihn fort, daß er Weiberröde machte bei den Blafgesichtern.“

„Warum aber hat das Gefindel ihn wieder aufgenommen?“ fragte Harvey.

„Die Augen der Shawnees sind dunkel, sie sehen nicht, daß sie statt eines Aares eine Krabe gefangen.“

Die Blicke des gefesselten Indianers glühten jetzt erst wie im Licht des Bewußtseins auf.

„Ha, Custaloga?“ rief er mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens.

„Mustwash! Ja, ich bin Custaloga — ich jagte einst mit meinem Vater; aber mein Vater trank das Feuerwasser der Weißen so lange, bis er Freund und Feind nicht mehr unter-

scheiden konnte. Was haben die Shawnees gewonnen durch den Kampf mit den Blafgesichtern? Der weiße Mann jagte dort, der rothe hier — warum holt Ihr die begrabene Streitart wieder hervor? Custaloga lebte bei den Weißen und kennt sie — sie sind stark genug, die Rothhäute zu tödten und Felder zu machen aus ihren Jagdgründen.“

„Was?“ rief der alte Indianer, mit einem Versuch, sich emporzurichten; „die Blafgesichter sind Spitzbuben — siehden den rothen Männern ihre Wälder, die der große Manitou ihnen gab. Sollen wir sie nicht vertheidigen?“

„Mustwash, euer Sohn hört euch und lacht. Die Blafgesichter waren ruhig. Der „alte Weißkopf“ da drüben,“ sagte Custaloga und deutete nach der Farm, „hat nimmer einen der Euren skalpirt. Er kam her, um hier zu leben und zu jagen, gleich den Shawnees, da er sah, daß die Wälder genug der Thiere beherbergten für ihn und für die Rothhäute. Und er und die Rothhäute wurden Freunde, sie rauchten zusammen die Friedensspise, und die Streitart war begraben. Warum hat die schwarze Schlange sich zwischen den Weißkopf und seine Freunde geschlichen?“

Schweigend, doch mit wuthsprühenden Blicken hörte der truntne Indianer zu und duldete ohne Widerstreben, daß die zwei jungen Männer ihn vom Baum lösten, aufs Neue banden und in ein Boot führten, welches Custaloga aus einem sichern Versteck unter aufgehäuften Holzstämmen hervorholte. Rasch glitt das Canot mit den drei Männern dem Blockhause zu, und in der Nähe des Ufers angelangt, rief ihnen eine laute, herzliche Stimme entgegen:

„Guten Morgen, meine Freunde, welchen Kobold habt Ihr denn da aufgetrieben?“

Custaloga sprang ans Land und begrüßte den statlichen weißen Mann mit weißem Haar, hoher Stirn, und einfachem, doch elegantem Anzug, welchen wir dem Leser als den Richter Mooss vorstellen. Obgleich er bereits das vierzigste Jahr überschritten, und sein Gesicht einen etwas kalten Ausdruck zeigte, war er dennoch ein schöner Mann, der auf dem Gipfel männlicher Kraft zu stehen schien.

Richter, es ist nur einer von den 500 Teufeln, die in den Wäldern wüthen. Gebt Acht heut auf den Schwarzen, der aus war diese Nacht; er ist der Verräther, der den Rothhäuten Euer Thor öffnet.“

„Mein Kind, meine Amy!“ rief der Richter, zitternd bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher seine abwesende Tochter ausgesetzt sein konnte.

„Muß nach Haus gebracht werden;“ entgegnete der Indianer.

„Barmherziger Himmel!“ fuhr der Richter händeringend fort; „o, warum mußte ich so thöricht sein, dem Treiben der Städte in dieser Abgeschiedenheit entziehen zu wollen?“

„Wo ist der Schwarze?“ fragte Custaloga.

„In der Küche, beim Essen;“ erwiderte der Richter.

„Laßt den Indianer in das Gefängniß im Block bringen,“ sagte Custaloga, von dem Hausherrn und dem jetzt auch ans Land gestiegenen Maler sich trennend.

Wohlbekannt mit allen Räumen des Hauses, schritt er geräuschlos nach der Küche zu, blickte in die Thür, sah den Neger im Kreise seiner schwarzen Genossen sitzen, beim Essen seine Abenteuer erzählend mit aller Wichtigkeit eines Reisenden, der aus fernem Ländern zurückkehrte.

„Laßt nur Kind Zeit zum Essen; denkt Ihr, Neger ist nicht hungrig?“

„Mein schwarzer Freund war im Walde; sah er wirklich Rothhäute?“ fragte Custaloga, der Gruppe näher tretend.

„Wo kommt Massa Custaloga her?“ fragte der Neger flutend.

Von der blauen Quelle, wo ich viele rothe Krieger sah und einen schwarzen Verräther. Fort, Schlange, dieser Tomahawk soll Dein elendes Leben enden!“ Mit diesen Worten ergriff Custaloga den Neger beim Kragen und führte ihn, die Streitart über seinem Haupte schwingend, hinaus, die übrige schwarze Dienerschaft in einem Winkel der Küche zitternd und bebend zurücklassend. An der Thür des Blockhauses traf Custaloga mit Mooss und dem Maler zusammen, im Begriff, den Indianer in strengen Gewahrsam bringen zu lassen.

Der Neger erkannte mit Schrecken seinen Reisebegleiter.

„Ich bin hier die Obrigkeit und werde als solche Euch beide festsetzen lassen.“ begann Richter Mooss, welcher durch die den Hergang der Sache erfahren. „Was bewog Dich, mich zu hintergehen, Du schwarzer Schurke?“

Der Neger blickte zur Erde und gab keine Antwort. Custaloga öffnete nun die Thür des Blockhauses, führte die beiden Gefangenen in ein kleines Eckzimmer, band sie so, daß ein Entkommen unmöglich war, schloß die Thür des Gemachs und übertrug die Bewachung einem derben jungen Mann, Namens Jabez Harrod, der den Neger Spiky Jonas und dessen ganze Race verabscheute, obgleich die übrigen schwarzen Hausgenossen vortreffliche, treu ergebene Diener waren.

Darauf wusch Custaloga die bunten Farben von Gesicht, Brust und Armen, legte Wäsche an und erschien, wie immer, im Kreise seiner weißen Freunde als ein hübscher, obgleich rothbrauner Jägersmann.

„Gusta, wie soll ich Worte finden, Dir zu danken?“ sprach der Richter, den Jüngling freundlich auf die Schulter klopfend. — „Wo fände sich ein Preis, groß genug, Deine Treue zu belohnen!“

Es war, als spiele ein stolzes Lächeln um den Mund des jungen Indianers, welches gleichwohl zu sagen schien, daß es in des Richters Macht stehe, ihn herrlich zu belohnen, wenn er nur wollte; ehe jedoch der Hausherr Zeit hatte, diesen Gedanken in des Jünglings Zügen zu entdecken, nahmen dieselben wieder ihren gewöhnlichen ruhigen Charakter an.

„Keinen Dank,“ antwortete er, „denn Ihr seid meine Freunde, — aber noch fehlt Jemand im Hause. — Morgen muß Amy unter dem Dach ihres Vaters schlafen.“

„Ja, sie muß, sie muß!“ rief Mooss von plötzlicher Angst ergriffen; „aber wie ist das zu ermöglchen?“

„Warum ging Eure Tochter nach dem Krähenneß?“ fragte Custaloga sinnend.

„Mary, Walter Harrod's Weib, ihre Milchschwester, ist krank und hat ein kleines Kind; Amy ließ es sich nicht nehmen, auf 8 oder 10 Tage nach Krähenneß hinüberzugehen, bis die Frau wieder erkrankt sei; ich wollte die alte Sucky schicken, aber Amy meinte, Niemand könne die Schwester ersehen.“

„Gut,“ sagte der junge Indianer mit freudestrahelndem

Gesicht, und, wie immer, wenn er erregt war, in Wesen und Rede die zweierlei Erziehung offenbarend, die er empfangen, die der Wälder und die der Civilisation. „Amy, gutes Mädchen; Custaloga bringt sie in Sicherheit oder stirbt!“

Sie betraten nun das Frühstückszimmer, wo Jane Moss, mit Unterstützung einer jungen Negerin, den Kaffeetisch arrangirte, welcher fast brach unter jener Fülle, welche noch heut die Gastfreundschaft der amerikanischen Republikaner charakterisirt.

Jane Moss zählte erst 16 Jahr; helle goldne, vom Puder unberührte Locken umrahmten ihr feines Gesicht, welches mit den sanften blauen Augen, den sanft gerötheten Wangen, dem kleinen, mit weißen Perlenzähnen geschmückten Munde, dem runden Kinn einen so vollkommenen, einfach kindlichen Ausdruck zeigte, daß Fremde sie häufig nur wie ein hübsches zartes Püppchen betrachteten, besonders in Gegenwart ihrer schönen, allgemein bewunderten Schwester. Wer jedoch Jane kannte, wußte, daß sie nicht nur lieblich, sondern auch thätig, nicht nur hübsch, sondern auch gut sei, und eine Gefühlstiefe und Energie des Willens besaß, welche sie zur ächten Tochter ihres Vaters machte.

„Guten Morgen, Pa,“ sagte sie, dem Vater entgegenlaufend und ihn küßend, noch ehe sie bemerkt, daß er nicht allein sei. „Ah,“ rief sie zurücktretend, „da seid Ihr ja, Gusta, und Mr. Harvey auch. Das ist ja ein schöner Morgen; Grace, gehe nur gleich in die Küche zu Flora, und sage ihr, sie soll noch einige Pfund Hirsch- und Bärfleisch mehr braten, denn wenn Mr. Harvey aus den Wäldern kommt, hat er gewöhnlich acht Tage lang nichts gegessen.“

„Miß Jane,“ erwiderte Harvey, in einem von seiner

nicht her um eitle Belustigung, sondern um unser Leben vor der Blutgier der Heiden zu retten.“

„Amy!“ hauchte Jane erlassend, „meine Amy!“

„Custaloga wird sie holen,“ sagte der Indianer ruhig. „Zu Nacht, wenn die Sonne sich verbirgt vor Bösen und Guten, wird er gehen.“

„Allein?“ flüßerte Jane, fast unwillkürlich einen Blick angstvoller Besorgniß auf den Maler werfend.

„Was ich thun werde, meinen Sie, Miß Jane?“ erwiderte der excentrische Künstler. „Als ich das Complot dieser spitzbüßischen Shawnee's entdeckte, war mein erster Gedanke — nach dem Krähenest — aber Gusta sagte, nach dem „Bighause“ und so folgte ich ihm, wie ein Schultnabe. Jetzt sagt er nach Krähenest, und ich gehe nach Krähenest.“

„O, daran thun Sie wohl, Mr. Harvey,“ sagte Jane, dem Indianer herzlich die Hand schüttelnd. „Folgen Sie meinem rothen Bruder, so werden Sie stets das Rechte thun.“

„Dank Euch, Miß Jane,“ sprach Gusta mit leichtem Zittern der Stimme; „dächten Alle wie Ihr, so wäre die Erde ein glücklicher Ort.“

Jane erröthete bis zu den Schläfen bei dieser Anspielung, welche sie gar wohl verstand; Custaloga ging jedoch nicht weiter darauf ein, sondern sagte ruhig zu Harvey: „Eßt jetzt, und dann legt Euch nieder, wir haben eine weite Reise, und die Sonne wird untergehen und aufgehen, bevor wir ans Ziel gelangen.“

Nach einer halben Stunde rasteten die beiden müden Wanderer in ihren Betten, während Richter Moss umherging, das Gefährniß der beiden Uebelthäter untersuchte, und die Mannschaft der Farm von der Gefahr benachrichtigte. Flinten

Erklärung des Modebildes.

Figur 1. Balltoilette einer jungen Dame. Robe von rosa Crepp mit doppeltem Rock; der obere Rock ist von jeder Seite in Puffen aufgenommen, so daß das Ganze einen Vespa à bandes bildet; oben an der Taille und unten am Saum des Rockes sind diese Puffen durch Schleifen von rosa Seidenband verziert. Gezogene Taille mit Berthe; diese Berthe besteht aus einem Puff (houillonne) von Crepp und einem gefalteten Volant desselben Stoffes. Vorn sind die beiden Theile der Berthe durch kleine Querpuffen verbunden. Die Ärmel sind der Berthe gleich garnirt. Im Haar Rosenkranz ohne Laub. Der Schluß des Leibchens hinten wird durch eine rosa Schleife mit langen Enden markirt.

Figur 2. Balltoilette. Robe von weißer Gaze mit Sammetmouchen. Die zwei oberen Röcke sind durch Blumenbouquets aufgenommen. Die Taille hat vorn und hinten eine Schneppe und ist vorn durch Quersalten desselben Stoffes drapirt, welche ein Rosenbouquet in der Mitte zusammenhält. Die Volants der kurzen Ärmel werden gleichfalls durch ein Rosenbouquet in die Höhe genommen. Im Haar als Cachepeigne eine Garnitur von Rosen mit lang herabhängenden Zweigen.

Figur 3. Haus-toilette. Robe von grauem Popeline; die lange Schoosstaille sowie die Ärmel sind mit schwarzer Glöckchenborte verziert; das Leibchen ist vorn mit Sammetknöpfen geschlossen und schwarze Sammet-schleifen sind am Ärmel bei der innern Krümmung des Arms angebracht. Puff-Unterärmel von Mousseline, an der Naht und am Bündchen



Jane und Gusta. „Dank Euch, Miß Jane etc.“ (Seite 68.)

gewöhnlichen Redeweise gänzlich abweichenden sanften Ton; „Ich bin in der That hungrig, denn ich war allnächtlich auf dem Marsch statt im Bett, und in keiner andern Absicht, als der, einer Dame zu dienen, die an mir nie etwas Anderes bemerkt, als meinen Appetit und meine rauhen Manieren.“

„Ansinn, Mann! Sein Sie nicht so bescheiden. — Niemand — wenn ich nämlich die Person bin, der Sie dienen, wie ich zu verstehen glaube — Niemand kann Ihre Malerkunst mehr schätzen als ich. Noch nie habe ich einen so natürlichen Bären gesehen als den, welchen Sie mir vor einem Monat schickten, wäre nur die Vordertage nicht zu groß gewesen.“

„Das war ein in der Eile entstandener Fehler,“ sagte Harvey erröthend, der nur im Walde in Erscheinung und Sprache ein roher „Trapper“ (Jäger) zu sein liebte, doch den Frauen gegenüber, ihm selbst fast unbewußt seine wilde Jägersnatur verleugnete. „Von der Malerei spreche ich jetzt nicht, sondern von etwas Wichtigem, das Custaloga und mich bewegt, von der blauen Quelle aus zu Fuß hierher zu kommen.“

„Sollen wir vielleicht mit in den Wald, und die Indianer von Schillcothe jagen sehn? Ich bin bereit,“ scherzte das frühliche Mädchen, auf ihre leichte Flinte deutend, welche an der Wand hing, und mit der sie schiefen gelernt, wie fast alle Frauen der Grenzbevohner, denen die schauerliche Kunst gar oft in ernstester Gefahr sich nützlich erwiesen zu Schutz und Rettung ihrer Kleinen.

„Still, Mädchen,“ sagte der Richter, welcher mit Vaterfreude dem Klang der helden Stimme gelauscht, während Custaloga mit dem Stolz eines Bruders sich an dem lieblichen Wesen ergötzte. „Still, Mädchen, Harvey und Gusta kamen

wurden hervorgeholt und gereinigt, Schildwachen ausgestellt, und die ganze Farm in Vertreibungszustand gesetzt.

Harrod, als der erfahrenste Jäger, wurde als Späher in den Wald geschickt, mit der Weisung, denselben nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, und gegen Abend nach dem Block zurückzukehren.

Kaum war er fort, als vom jenseitigen Ufer zwei Reiter nach dem Bighause hinüberwinkten und übergeset zu werden begehrten.

„Gott sei gepriesen, mein Sohn!“ rief der Richter, dessen Gedanken nur mit seinen Kindern beschäftigt waren. „Barton von Scowhall kommt mit ihm, ein guter Schütze ist er jedenfalls. Ich fürchte, Amy hat großen Widerwillen gegen ihn. Hurrig, Siv, hole den jungen Herrn und Squire Barton herüber, aber halt deine Zunge im Zaum, hörst du?“

„Ja, Massa, Siv kein Wort sagen, Siv liebt Peitsche nicht!“

Der Schwarze holte die beiden Männer herüber und in wenigen Minuten war die Besatzung des Blockhauses durch Charles Moss, einen für seine Jugend sehr guten Jäger, und Squire Barton verstärkt, einen Gentleman von gefälligen Talenten und männlicher Kühnheit, dessen unsehbares Geschick weit und breit berühmt war. Er war ein seltener Gast in dieser Farm, obgleich ein sehr nahe Interesse ihn an die Bewohner derselben knüpfte.

(Fortsetzung folgt.)

durch schmale Puffen verziert, durch welche rosa Band gezogen ist.

Kragen von gesticktem Mousseline, durch eine Camée-Brosche geschlossen. Zurückgeschlagener Doppelschittel.

[2797]

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Wo eine Hochzeit gefeiert wird, da giebt es Beobachtungen, Vermuthungen, neugieriges und theilnehmendes Geplauder, wie klein oder wie groß auch der Kreis sein möge, dessen Aufmerksamkeit das Brautpaar auf sich zieht; und so viel uns bekannt, nimmt keine Braut eine solche Plauderei übel, die, wie ein lustiger Müdenschwarm, dreist sie umschwirrt und ihr den Beginn eines schönen langen Lebenstages verkündet.

Es wäre auch eben so unrecht als unpolitisch von einer Braut, wollte sie das Unmögliche fordern, und dem Kreise ihrer nahen und fernem Bekannten das harmlose Geplauder über ihre Person und ihre Verhältnisse wehren; es giebt nichts Gemüthlicheres, als eine herzliche Plauderei, wenigstens für uns Deutsche. Deshalb wird die hohe Frau, welche durch ihre Vermählung mit Friedrich Wilhelm, Prinzen von Preußen, in nähere Beziehung zu uns getreten, es auch verzeihen, wenn der Patriotismus uns ein bisschen „geschwätzig“

macht, und über Sachen reden läßt, worüber „Fremde“ vielleicht nicht befugt sind, zu reden.

Gesetzt auch, daß strenge Formenmenschen unsre Freiheit mit dem Namen „Indiscretion“ belegen; was kann die Indiscretion verrathen, wo nur Erfreuliches, Ehrenwerthes und Liebes „auszuplaudern“ ist, wie von dem königlichen Hause von England, welches dem Sohne unsers verehrten Fürstenhauses die Gemalin erzog.

Was den Hinblick auf die Verbindung des jugendlichen Fürstenpaares besonders erfreulich macht, ist der Gedanke, daß Liebe und nicht Politik sie geschlossen, daß diesen jungen Herzen das Opfer erspart blieb, an welchem schon manches weibliche, mit dem königlichen Purpur bedeckte Herz verblutete. Wir sehen in Prinzessin Victoria von England das seltene Beispiel einer Fürstentochter, deren erste Liebe zugleich eine glückliche und von den Verhältnissen begünstigte ist.

Und dennoch, obgleich in der neuen Heimath ein Leben des Glückes und der Freude sie erwartet, trennt Prinzessin Victoria sich nicht ohne Schmerz von dem Vaterlande, von dem Vaterhause, in welchem der Morgen des Lebens so rosig und golden an ihr vorüberging. Am liebsten möchte sie die alte Heimath mit in die neue hinübernehmen, doch da das nicht sein kann, so hat sie ihre Zimmer, all' ihre Lieblingsplätze photographiren lassen, um auch fern von ihnen an ihrem Anblick sich erfreuen zu können. Auch die Spielsachen aus der Kindheit hat sie sorgfältig eingepackt, die ihr die liebsten waren, um sie auf den ersten Schauplatz des Lebens hinaus zu begleiten, mit Einschuß der großen Puppenfamilie, von der ältesten Puppe an, welche die unzertrennliche Gefährtin der kleinen, dreijährigen Victoria war. Ja, auch die Puppen sind sorgfältig eingepackt und werden mitgenommen als Erinnerungszeichen jener Tage, da die, jetzt durch Zeit und Liebe gereifte junge Fürstin das ungetrübte Glück der Kindheit genoß, jenes harmlose Glück, welches von der Existenz des Gegentheils keine Ahnung hat.

Hätten wir keinen andern Beweis für die Herzenswärme und Gemüthsinnigkeit der Prinzessin, so müßte diese Pietät für die Freuden ihrer Kindheit ihn uns liefern; eine solche Pietät wurzelt nur in einem dankbaren Herzen, und Dankbarkeit ist der mütterliche Boden eines wahrhaft edlen Charakters.

Gleichwohl ist es einigermassen betäubend, daß diese kleinen Puppenangefächter die einzigen englischen sind, welche Prinzessin Victoria mit nach Berlin begleiten dürfen. Politik und Etikette versagen der Neuvermählten die Begleitung ihrer befreundeten Ehrendamen, mit denen sie in ihrer Muttersprache über ihre Heimath jene traulichen Gespräche führen könnte, die

man eben nur mit Solchen führen kann, mit denen man „aufgewachsen“.

Die junge Fürstin hat mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit von allen Genossinnen und Freundinnen durch eigenhändige Briefe Abschied genommen, wodurch sie die jungen, ihr so schon ergebenen Herzen vollends für sich gewann.

Indessen fand die Vermählung statt, die freudig ernste Feier, welche so lange die Gedanken des hohen Elternpaares fast ausschließlich in Anspruch nahm.

Auf besondern Wunsch der Königin sind die meisten der Zuschauerbilletts an junge Damen vertheilt worden, in Berücksichtigung des lebhaften Interesses, das solche stets an Feierlichkeiten dieser Art zu nehmen pflegen, eine Aufmerksamkeit, in Folge deren die Galerien des alten St. James Palastes mit dem schönsten Kranz jugendlich blühender, festlich geschmückter Mädchengestalten bedeckt erschienen, ein Anblick, welcher der frohen Feier noch einen Zauber mehr verlieh.

Wir wagen kaum zu wiederholen, was man im Windsorpalaste sich zuflüstert, daß Prinz Albert dieser seiner neuvermählten Tochter, seinem ältesten Kinde, einen besonders reichen Antheil seiner Vaterliebe zugewendet; ein geliebtes Wesen erscheint ja im Augenblick der Trennung stets als das theuerste, und so ist es wohl natürlich, daß die Stimm des Vaters sich bewölkt, wenn er das schöne Antlitz der Tochter betrachtet, welches er bald nicht mehr im Kreise seiner Lieben erblicken wird.

Die väterliche Hand hat sogar, im wörtlichen Verständniß, am Brautschmud der Tochter mitgearbeitet, denn das herrliche Dessin zum Brautkleid der Prinzessin, dessen wir in einem früheren Artikel erwähnt, und das die Embleme Englands, Schottlands und Irlands, Rose, Distel und Klee, vereinigt zeigt, ist vom Prinzen Albert selbst gezeichnet, und während mit dem schönen Spitzengewande und dem Brautschleier die großbritannische Heimath gleichsam symbolisch die Braut vor der Trennung noch einmal umschlang, so legte das Sinnbild ihrer neuen Heimath, das preussische Wappen, im künstlichen Gewebe des Spitzentäschentuches sich mit weicher Berührung in ihre Hand.

Die Ausstattung der Prinzessin, welche theils von den berühmtesten Londoner und Pariser Modisten, theils in ihren einfacheren Branchen von schlichten Näherinnen, ja von den Kindern der königl. Schulen zu Windsor angefertigt ist, wird in London nicht ausgestellt, wie diese Ausstellungen dort überhaupt nicht Sitte sind. Aus diesem Grunde ist es unsern Londoner Correspondenten nicht möglich gewesen, so detaillierte Mittheilungen uns zukommen zu lassen, wie wir im Interesse unserer Lesrinnen gewünscht hätten. Von Dem, das

zu unserer Kenntniß gelangte, erwähnen wir der Originellität wegen die wasserdichten, mit Nägeln beschlagenen, zierlichen Stiefelchen, zum Trost des übelsten Wetters eingerichtet, welche unter den 12 Duzend Paar Schuhen der Ausstattung nicht vergessen sind.

Unter den Geschenken, welche die Prinzessin Victoria von ihren hohen Eltern empfing, zeichnet sich eine Reisetoylette von hohem Werthe aus, welche in einem aus Ebenholz mit Gold verzierten Kästchen besteht, das in seinem mit blauem Sammet ausgefütterten Fächern alle nöthigen Toilettegegenstände von Gold, Glas und Elfenbein enthält.

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen beschenkte die Prinzessin Royal unter Anderem mit einem Perlencollier, welches 30 Perlen von ausgezeichnete Schönheit enthält, im Werthe von 30,000 Thalern.

Als ein wahrhaft theures Andenken aus der Heimath bringt die Prinzessin Victoria von Preußen die Bronzestatuetten ihrer erlauchten Mutter und ihres Bruders, des Prinzen von Wales, mit, die von einem kostbaren, mit Gold ausgelegten Sammetkästchen umschlossen, von den Herren Messenger und Sohn aus Birmingham ihr verehrt wurden.

Wird man uns zu romantisch oder zu poetisch schelten, wenn wir dem jungen Paare ein Leben, von dem Licht der Liebe durchleuchtet, wünschen und prophezeien? Ein Leben, wie die Braut im „elterlichen Hause“ es kennen lernte! Prinzessin Victoria von England, das glückliche frohe Kind, die liebende und geliebte Tochter und Schwester, wird den Genius der Liebe, der ihre Jugend leitete und schützte, im Herzen mit herübertragen in die neue Heimath, und als glückliche und beglückende Gattin beweisen, daß Liebe allein die Kunst des Lebens zu lehren vermöge.

[3803]

Ein Wort

zu dem in Nr. 7 des Bazar enthaltenen von Amely Bölte verfaßten Artikel

Sie will Erzieherin werden.

Wohl ist es wahr: „die Welt ist anders geworden, als sie noch vor fünfzig Jahren war;“ die Grundsätze, nach denen unsere Mütter erzogen wurden, sind nicht mehr geltend bei der Erziehung der heutigen weiblichen Jugend, weil — die Ver-



Pariser Moden.

hältniſſe anders geworden. Wenn in früherer Zeit ein Mädchen geboren ward, so war nichts natürlicher, als daß dieses Mädchen, wenn sie erwachsen, heirathen müsse — das Gegenheil auch nur zu vermuthen, wäre ein Unglück, ein Frevel gewesen, woran zu denken weder zärtlichen, noch gleichgültigen Eltern einfiel. Die Mädchen wurden in den zur Führung eines Haushaltes nöthigen Dingen unterrichtet, nachdem sie der Schule entwachsen, was damals schon sehr früh der Fall war, die sorgsame Mutter kaufte Leineworräthe zur Ausstattungs, und das mit bescheidenen Ansprüchen erzogene, an praktische Thätigkeit gewöhnte Mädchen fand in den meisten Fällen einen Mann, welcher Glück und Leid des Lebens mit ihr zu theilen begehrte. Wehe der Armen, welche verblühte, ohne einen Bewerber zu finden — sie ward den Jhrigen eine Last, den Besseren ein Gegenstand des Mitleids, den Thoren ein Gegenstand des Spottes, sich selbst ein bitteres unlösbares Räthsel, denn — sie hatte ihre Bestimmung verfehlt! die eine Bestimmung, welche als die ihrige ihr gezeigt worden, die einzige, wofür sie erzogen worden: Gattin, Hausfrau und Mutter zu sein.

Eine alte Jungfer zu werden, war das Schreckbild, welches manchen Mädchen eine Ehe schließen ließ, zu der weder Herz noch Verstand ihre Zustimmung gaben, denn die schlechteste, unglücklichste Ehe war ja immer noch besser, als gar keine.

Die Welt ist anders geworden — die sogenannten „alten Jungfern“, deren Orden sonst nur durch einzelne bemittelte oder bespottete Exempel vertreten war, sind zu einer zahllosen Menge angewachsen, und verständige Eltern werden nicht unterlassen, aus dieser Wahrnehmung die Lehre zu ziehen, daß es Pflicht sei, ihren jungen Töchtern nicht die Ehe als einzigen Lebensberuf, als Endzweck ihres Daseins, als Bedingung ihres Glückes zu zeigen.

Wenn die Eltern den Geist der Zeit begriffen haben, so werden sie das Glück ihrer Töchter dadurch sichern, daß sie durch sorgfältige, gründliche Ausbildung sie fähig machen, ihren Lebensunterhalt, wenn es nöthig sein sollte, selbst zu erwerben, und den Mädchen dadurch jenen Grad von Selbstbewußtsein zu geben, der durchaus nöthig ist, wenn das Leben nicht als eine Last empfunden werden soll.

Wie sehr die Eltern, namentlich die des Beamtenstandes, die Nothwendigkeit eingesehen, die Töchter gleich den Söhnen „etwas werden“ zu lassen, zeigen am deutlichsten die Menge der Erzieherrinnen. Doch dürfen wir hier auch nicht außer Acht lassen, zu bemerken, daß der größte Theil dieser Mädchen aus eigenem Antriebe sich diesen Lebensberuf wählt, um (wenn wir den Beweggrund mit dem seichtesten Namen bezeichnen wollen) einen ehrenvollen Platz in der Welt auszufüllen, etwas Nützliches zu leisten und — Niemandem zur Last zu fallen.

Freilich ist es selten der Fall, daß solche Gedanken in sehr jungen Mädchen aufsteigen, welche sich eben erst ihrer Jugend zu freuen beginnen, und ganz zufrieden mit sich und der Welt sind, sobald sie sich nur „amüsiren“. Doch diese Genügsamkeit währt nur wenige Jahre lang, und mit dem Zweifel an der Wahrheit der bisher gesuchten Genüsse erwacht zugleich die Sehnsucht nach einem Beruf, nach selbstständigem Wirken und Schaffen. Auch die, welchen sich der Berufskreis der Gattin, Hausfrau und Mutter nicht eröffnet, wollen nicht müßig zusehen und warten, ob das Schicksal ihnen irgend ein Glück in den Schooß wirft, auch sie wollen mit dem ihnen verliehenen Pfunde wuchern, und das traurige Almosen: Mitleid, zurückweisen, indem sie handeln. Sie werden Erzieherrinnen, wenigstens der Mehrzahl nach, denn die Erziehungs-kandidatinnen zählen in unserm Deutschland jährlich nach Tausenden.

Ich will nicht zu untersuchen wagen, wie viel diese Erzieherrinnen in ihrem wichtigen Berufe der Welt nützen, sondern nur die Ueberzeugung aussprechen, daß das Ergreifen eines Berufs für erwachsene Mädchen eine Nothwendigkeit ist, ja daß sogar in den meisten Fällen ein Beruf, der die Tochter aus dem elterlichen Hause entfernt, einem andern vorzuziehen ist, der sie an dasselbe fesselt. Dies gilt namentlich in Familien, welche reich an Töchtern sind. Wo Kindespflicht gebietet, den Eltern nahe zu bleiben, ihnen zu nützen, sie zu pflegen, zu erheitern, da kann kein Zweifel obwalten, welcher Platz der Tochter gebühre, doch wenn eine große, tüchtereiche Familie mit spärlichen Mitteln existiren soll, so ist es Pflicht der Tochter, das Glück der Jhrigen dadurch zu erhöhen, daß sie, einen Beruf ergreifend, den Eltern die Sorge für ihre Existenz abnimmt. „Es ist schön, wenn Geschwister einträchtig bei einander wohnen“ — wohl ist es schön, aber doch so selten, oft eine Unmöglichkeit, besonders da, wo enge Verhältnisse den Einzelnen Zwang auferlegen. Nur gar zu leicht wird, wo viele Geschwister, namentlich Schwestern sind, die Eintracht dadurch gestört, daß Gines dem Andern „im Wege“ ist, und wo dies traurige Bewußtsein erst Wurzel gefaßt, da kann es nur beseitigt werden durch gänzlichliches Herausretren aus Verhältnissen, welche einen Druck auf Geist und Gemüth ausüben, indem sie die Thakraft beschränken und die Charakterentwicklung hemmen. Eine solche Trennung der Tochter aus dem elterlichen Hause, weit entfernt, das Band der Liebe zu lockern, schlingt dasselbe nur fester durch das Gefühl der Achtung, welches stets der Lohn kräftigen Handelns ist.

In früheren Tagen zwar war es eine stehende Redensart: Die Tochter muß im elterlichen Hause bleiben, bis der Gatte sie in das seine führt; doch diese Regel erleidet jetzt durch die Macht der Verhältnisse so viele Ausnahmen, daß sie schon aufgehört hat Regel zu sein.

Unsere Zeit ist nicht die Zeit schwärmerischer Gefühle, weinerlicher Resignation und brechender Herzen, sie ist die Zeit nüchternen Ueberlegungs, kräftigen Handelns, klaren Bewußtseins. Auch die junge Mädchenwelt, welche in früheren Jahrzehnten ins Land der süßen Schwärmererei pilgerte, hat der Geist der Zeit mit dem Hauch kalter Besonnenheit berührt und ihr Auge geklärt für die Forderungen, die diese Zeit an sie stellt. Wenn ich diese Forderungen bezeichnen sollte, möchte ich ihnen folgende Namen geben:

- die Fähigkeit, sich selbst zu erhalten.
- die Fähigkeit, Andern zu nützen,
- die Fähigkeit, sich in Andere zu finden, und
- die Fähigkeit, in der Einsamkeit glücklich zu sein.

Marie Garret.

Die Mode.

Die Saison ist im vollen Gange; Bälle, Assembléen und Tanzvergünigungen, für welche am Schluß des alten Jahres der Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste wegen keine rechte Sympathie aufkommen konnte, drängen sich jetzt in den Vordergrund, und nehmen, wie sonst, das Interesse der Jugend hauptsächlich in Anspruch.

Die Ballkleider junger Damen werden vorzugsweise aus leichten Stoffen verfertigt, auch Seidengaze, Seidentüll, Tarlatan, Brüsseler Tüll und andern zarten Stoffen, welche zum Tanz jedenfalls den schweren vorzuziehen sind, sogar dem Atlas, dessen Wiederaufnahme wir, namentlich zu Ballanzügen in hellen Farben, aufs sicherste bestätigen können. Die Volants, seit vielen Jahren eine Zierde der Ballkleider, behaupten ihren Platz noch immer, den wir mit Recht den ersten nennen können, denn obgleich einige Damen es vorziehen, ihre Tüll- oder Seidenrobe von oben bis unten mit dichten Reihen leichter Puffen, in welche plainartig Blumen befestigt sind, zu garniren, so gehört dieses Genre (à la Pompadour) doch stets zu den selteneren Erscheinungen. Als bedeutendere Rivalen der Volants sind die doppelten Röcke zu betrachten, welche auch im Bereich der Balltoilette immer fester Fuß fassen. Auch muß man gestehen, daß sich dieselben zur leichten Toilette einer jungen Tänzerin vorzüglich eignen, da sie der Phantasie reichlich Gelegenheit bieten, sie mit dem, von der Mode gebotenen, reizenden Schmuck von Blumen, Schleifen und Spitzen zu versehen. Sehr häufig werden die Ballkleider mit doppeltem Rock zu beiden Seiten durch Blumenbouquets aufgenommen, welche mit den Blumen des Haarschmuckes harmoniren. Die glatten leichten Ballkleider von Tüll, Gaze u. s. w. garnirt man dagegen à bandes, sei es durch Blumen, Band, Puffen, Spitzen, durch all dieses vereinigt, oder auch durch ein ausgeklageltes Muster in hellfarbigem leichten Stoff, wie Nr. 6 unserer Zeitung den Leserinnen zwei in Originalgröße zu müheloser Nachahmung geboten. Sehr beliebt als Verzierung einfacher Ballroben von Tüll oder Tarlatan sind schmale, ungefähr zollbreite Rüschen, welche entweder die Säume der Volants bedecken, Berthe und Aermel entsprechend garniren, oder auch zu à bandes-Besätzen in beliebiger Anordnung arrangirt sind, natürlich stets unter der Bedingung, daß Taille und Aermel mit dem Rock in Uebereinstimmung gebracht werden.

Die moderne Coiffure neigt sich entschieden mehr den Locken zu, namentlich auch auf den Bällen, wo leichte Touffes von Blumen in den Locken angebracht, genügen, den Kopf eines jungen Mädchens reizend zu schmücken, während junge Frauen das graziose Gewebe der Locken am geeignetsten durch einen leichten Teque von Blonde und Blumen vervollständigen.

Zum großen Vortheil der Haare ist man darauf gekommen, die so anmuthig kleidenden Locken ohne Bremsen herzustellen und gegen den störenden Einfluß des Windes und der feuchten Luft zu sichern durch Hilfe seiner Haarnadeln, die ihr Erfinder (Grosnat in Paris) frisettes nennt. Wir dürfen in der That das Wiedererscheinen der Locken willkommen heißen, dieses schönsten Rahmens des Menschenantlitzes, welcher nicht nur ein schönes jugendliches Gesicht mit einer Glorie umgiebt, sondern auch, vom Schnee des Alters gebleicht, das Antlitz einer freundlichen Matrone noch reizend erscheinen läßt.

Zur Gesellschafts-toilette für junge Mädchen ist das Fichu stets noch ein sehr gesuchter Schmuck; dessen verschiedene Formen hier zu beschreiben, unterlassen wir, da unsere nächste Nummer mehrere der modernsten Fichu's in Abbildung und Schnitt bringen wird, und beschränken uns nur auf die Bemerkung, daß zu feiner Toilette die Fichu's stets von Seidentüll verfertigt werden, und fast ohne Ausnahme reich mit Band verziert sind. Junge Frauen, welche gern mit bedecktem Halse gehen, tragen auch wohl Schooßjäckchen von weißem Tüll in punktirtem Muster mit weißem Tasset gefüttert und mit Spitzen garnirt. Kleine Mantillen oder halbe Tücher von weiß oder schwarzen Spitzen werden ebenfalls noch in Gesellschaft getragen.

Der Bourruis, welcher sich so lange der Alleinherrschaft erfreut als Sortie de bal oder Sortie de théâtre, beginnt vor den großen Shawtlückern wieder in den Hintergrund zu treten, welche den Vorzug der größeren Wärme vor jenem haben, obgleich der Bourruis häufig mit leichtwattirtem weißseidenem Futter versehen wird.

Zu Hauskleidern sind, wie schon früher bemerkt, die schweren Wollstoffe sehr beliebt. Gewöhnlich werden sie am Rock mit Seitengarnituren von abstechender Farbe versehen, wenn die Robe keine abgepaßte Garnitur hat. Das halbanliegende Leibchen mit langem Schooß muß mit entsprechender Garnirung ausgestattet sein.

Zu Haushäubchen ist die Fanchonform noch immer sehr begünstigt, namentlich von jungen Frauen, welche sie von punktir gemustertem Tüll mit langen Barchen, nur mit einer Tüllrüsche garnirt, tragen.

Blondenhauben mit Blumen und Federn sind ein Schmuck älterer Damen zur Abend-Gesellschafts-toilette.

Die Form der Hüte ist dieselbe, wie zu Anfang des Winters, die der Schleier stets noch abgerundet. Eine wenig zu empfehlende Neuheit sind die doppelten schwarzen und weißen Schleier; gewöhnlich steht der, das Futter bildende weiße Schleier 5 oder 6 Centimeter über den schwarzen hinweg und beide werden mit einer Spitze oder einer Rüsche versehen. Doch, wie gesagt, diese Schleier sind nicht empfehlenswerth, da sie zu schwer und zu wenig durchsichtig sind.

Die Unterärmel, deren Weite oft an das Un glaubliche grenzt, werden, wie die Fichu's, zu feiner Toilette stets von Seidentüll getragen und ebenfalls mit schmalen Sammet- und anderem Band verziert. Für einfache Toilette wählt man Unterärmel von Mousseline oder Tarlatan; im Hause aber trägt man vorzugsweise Kragen und Manschetten von doppeltem Stoff, entweder ganz glatt oder à la minute gestickt.

Was den Schmuck betrifft, so stehen Perlen jetzt auf der Höhe der Gunst, namentlich weiße Perlen; sie werden nicht allein an Balltoiletten, sondern als Franzen an Hüten, zum Befestigen der Kleider und zu den vielen zierlichen Fußgegenständen verwendet, welche die Hände der Damen selbst zu arrangiren verstehen.

Die Mode gestattet überhaupt, viel Schmuck zu tragen, dahin gehören die Colliers, die Ohrringe mit langen Gehängen, die Broschen und Armbänder, deren man jetzt wieder verschiedene auf einen Arm anlegt.

[2802]

Veronica v. G.

Die Turteltaube.

Seid Ihr in Besons gewesen? Es ist ein kleines Dorf an der Seine mit etwa 20 Lehmhütten, welche zerstreut, von grünen Bäumen eingeschlossen, umherliegen. Grüne Bäume auch, frisch und kräftig, spiegeln sich in den langsam hingleitenden Wellen des Flusses, der in ihrem friedlichen Schatten zu entschlafen scheint.

In Besons gab es, wenigstens zu meiner Zeit, eine Herberge, eine erbärmliche, kleine Herberge. Ich sehe sie noch vor mir mit der schmalen, niedrigen Thür, unten von Wärmern zernagt; mit dem kleinen Fenster, dessen graue Papierscheiben im Winde rasselten; mit dem gemalten Goldsasan auf dem Schilde, welcher wie ein lockendes Titelblatt auf einem geistesleeren Buche prangte, denn in der That hatte dieses Gasthaus nie einen Goldsasan gesehen.

Das Aeußere des Wirthshauses war ärmlich, es ist wahr, und auch das Innere nicht eben anziehend, doch wenn die Magerkeit der Bröse einem den Muth gab, die Schwelle zu betreten, so ward man angenehm überrascht durch den frisch geschuerten Tisch, die reinliche Schenke von Nußbaumholz und die drei blanken kupfernen Casserole, in denen man sich spiegeln konnte.

Die Bestkerin des Wirthshauses war eine Niederländerin, folglich die Keiligkeit selbst. Als junge Frau war sie mit den Preußen nach Frankreich gekommen, und dort zurückgeblieben; sie lebte nun hier, trübselig, wie eine vergessene Schwalbe, die der Winter überrascht.

Sie hatte keinen Mann, aber ein kleines Mädchen wohnte bei ihr, blond und bleich, wie sie selber; ihre Tochter, sagten die Leute, ihre Nichte, sagte sie.

Dann war noch eine Turteltaube im Hause, die Beiden gehörte.

Wir, Franz und ich, damals zwei lange Burtschen, die stets sehr wenig Geld hatten, kehrten oft da ein, tranken eine Flasche Landwein und aßen Butterbrod mit Käse, weiter Nichts. Die Mahlzeit war nicht eben prächtig, aber der Appetit wirkte sie, und die Turteltaube bekam sogar noch ihr Theil davon, wenn sie auf den Tisch geflogen kam und mit langem Halse von Franzens und meinem Teller die Brocken auspickte, die wir für sie dort gelassen.

Nach beendigter Mahlzeit lachte sie uns ein freundliches Abien zu und sog zu dem kleinen Mädchen, die ihren glatten Rücken streichelte, oder ihr hübsches Halschen mit dem schwarzen Halsband küßte.

Wie oft dachten wir daran, die arme Frau und das Mädchen zu unserm Frühstück einzuladen; es schien, als sähen sie manchmal verstoßen mit dem Interesse des Hungernden auf unsern Appetit, doch die Furcht, sie zu demüthigen, hielt uns zurück. Ein falsches Jartgefühl, das die Eigenliebe noch zu beleidigen fürchtete durch Anbieten einer Mahlzeit, wo der Hunger so deutlich auf dem Gesicht zu lesen ist!

Hätten nur noch andere Leute das Wirthshaus besucht, so wäre vielleicht etwas Wohlhabenheit dort eingeführt; aber wir waren die einzigen Gäste, und kamen nicht einmal alle Tage.

Niemals, noch heut, kann ich vor einem ärmlichen Wirthshaus vorbeigehen, ohne die Veruchung, einzutreten, und dort auf die Gefahr einer spartanischen Mahlzeit hin einige Frank's zu verzehren; ich thue es lieber, als mich an die table d'hôte des großen Hôtels zu setzen, dessen Eigenthümer hundertmal reicher ist als ich.

Hier fallen meine zwei Frank's unbemerkt wie in einen Abgrund; dort ist meine Einkehr ein Ereigniß, das die Wirthsleute in frohe Aufregung bringt.

Hier bemerkt man mich kaum, und würde mich in einem Monat nicht wieder erkennen.

Dort vergißt man mich nie, spricht noch lange, lange von mir. Die Wirthin erzählt den Nachbarsleuten: „Da kam ein Herr, der frühstücke hier an diesem Tisch und verzehrte zwei Frank's.“

Es ist ein so schönes Bewußtsein, wenn unsere Einkehr in einem Hause Freude bereitet, und wahrlich, die Speisen müßten schon sehr schlecht sein, um sie mit diesem Gefühl nicht vortreflich zu finden.

Doch ich kehre zum Goldsasan zurück.

Eines Tages kamen Franz und ich wieder nach Besons, und kehrten, wie gewöhnlich, im Goldsasan ein; seit vier Wochen waren wir nicht dort gewesen, und es mochte wohl nicht gut im kleinen Wirthshause gegangen sein, denn wir fanden die Noth größer als je. Die junge Frau schien krank, und das kleine bleiche Mädchen noch bleicher. Bei unserm Eintritt erhoben sich Beide und ein schwaches Lächeln der Freude glitt über ihre Züge, wie ein Sonnenstrahl über trübe Wolken.

Die Turteltaube flog von des Kindes Schulter uns entgegen; gewiß hatte das arme Thier Hunger.

Uns ward ganz schwer ums Herz; wir begehrten indeß etwas zu essen, weniger aus Appetit (denn dieser war uns vergangen), als um einen Vorwand zu haben, den Armen eine kleine Geldspende zukommen zu lassen.

Die Frau zögerte einige Augenblicke mit der Antwort. „Etwas Brod ist noch da, Käse nicht mehr — doch wenn Sie — eine Taube . . .“

„Eine Taube!“ rief Franz in froher Ueberraschung, „prächtig! Ist sie fertig?“

„Nein, aber in einer halben Stunde könnte ich . . .“

„Schön, Madame,“ erwiderte ich, „in einer halben Stunde sind wir wieder hier.“

Im Weggehen warf ich einen Blick auf die junge Frau

Original-Musik des Bazar.

Des Glockenthürmers Töchterlein.

Gedicht von Rückert.

Leicht, doch nicht zu schnell.

Wilh. Lehmann.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Musical notation for the first system, including vocal line and piano accompaniment. The vocal line starts with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). The piano accompaniment is in 3/4 time and includes both treble and bass clefs.

1. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ße = lein, des
2. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ße = lein, des
3. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ße = lein, des
4. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ße = lein sprach

Glo-cken-thür-mers Töchter = lein, mahnt mich bei Nacht und Ta = ge mit je = dem Glo-cken = schla = ge: Ge = den = fe mein, ge-
 Glo-cken-thür-mers Töchter = lein, es ruft zu je = der Stun = de mich mit der Glo-cken = Mum = de: Ich har = re dein, ge-
 gestern: der al-te Thurm fällt ein, man merkt's an sei = nem Wan = ken; ich will in Lüften nicht schwan = ken, wie es nun mag ge-
 will dein zu eb' = ner

Musical notation for the second system, including vocal line and piano accompaniment. The vocal line continues with the lyrics. The piano accompaniment includes dynamic markings like 'mf' and 'rit.'.

den = fe mein, ge = den = fe mein, ge = den = fe mein!
 har = re dein, ich har = re dein, ich har = re dein!
 le = gen sein, wie es nun mag ge = le = gen sein.
 Er = de sein, will dein zu eb' = ner Er = de sein!

D. S.

D. S.

[2758]

forschlüßigen Willen an die Brust des Vaters, der es so tief be-
 trübt. — Es ist so still geworden in der wunden Brust, in dem
 müden Herzen. — Der schmerzverzogene Mund lächelt wieder,
 die von heißen Thränenströmen getriebenen Augen um-
 weht ein erfrischender, kühlender Hauch; unmerkbarer, besie-
 ligender Friede, ein Vorschmack von des Himmels Freude und
 Lust, durchdringt das schmerzdurchwühlte Herz. — Das sind
 unsre seligsten Stunden.
 Zwar kann der Mensch sich nicht in solcher hohen Stim-
 mung halten; er sinkt wieder herab ins alltägliche Leben,
 empfindet der Erde Lust und Leid wieder, denn ein sinnenbegab-
 ter Leib umfängt ihn so lange er hier waltet; aber der Ein-
 druck jener Stunden bleibt, und mit größerer Gleichmuth und ge-
 fähligtem Herzen wird er künftighin zu tragen wissen, was ihm das
 Schicksal auferlegt. [2752]

deren letzte Worte so zitternd ihren Lippen entstiegen waren.
 Ihr Gesicht war gänzlich entfärbt.

Die Turteltaube, wahrscheinlich um ihr Frühstück besorgt,
 wollte uns folgen, aber die Frau ergriff sie und hielt sie
 mit beiden Händen fest.

Wir gingen die Seine entlang unter den Weiden spazie-
 ren. In einiger Entfernung stand ein Taubenhäus und
 seine sanften Bewohner flatterten fröhlich umher, oder sonnt-
 en sich sitzsaft an den Thürnen ihres lustigen Palastes.

„Mich ergreift eine Ahnung,“ sagte Franz — „daß diese
 Taube, die wir essen sollen . . . wer weiß? Sahst du die
 Aufregung der Frau . . . Ich möchte sie dieser Gemeinheit
 nicht fähig halten, wenn nicht die gebieterische Noth . . .“

Ich bemühte mich, diesen Argwohn, den ich leider nur zu
 sehr theilte, zu zerstreuen, doch Franz schwieg nur, ohne über-
 zeugt zu sein. Endlich schwieg auch ich und traurig und ein-
 sätzlich kehrten wir ins Wirthshaus zurück, gepeinigt von dem
 Gedanken, daß die Frau, welche wir für ehrlich gehalten, sich
 eines Diebstahls schuldig gemacht habe.

Das Menschenherz fühlt für den Unglücklichen so innige
 Theilnahme, daß es nur gar zu leicht geneigt ist, ihn zu ver-
 dammen, wenn er durch einen Fehltritt unserm Mitleid noch
 ein Gefühl von gerechter Mißbilligung oder gar Verachtung
 hinzufügt. Diese Möglichkeit, den Unglücklichen zu achten,
 ist ein theures Gut, welches der Mensch sich nicht gern nehmen
 läßt, und doch bedarf der Freunde noch höhere, wärmere
 Theilnahme.

Wir setzten uns zu Tische; die Taube, schön gebraten,
 dampfte uns entgegen; doch die Frauen in einer Ecke der
 Stube zusammengekauert, schluchzten ganz leise. Ich wandte
 mich um, mein Blick traf den des Kindes; es stieß einen
 Schmerzensschrei aus.

Die Turteltaube war uns vorgesetzt worden.

Also für eine so armselige kleine Münze war die Freude dieser
 beiden Menschen zerstückt; für dieses geringe Geldstück war die
 Turteltaube geopfert worden!

Weber Franz noch ich konnten unser Mahl beenden. Wir
 erhoben uns vom Tisch, nicht weniger betrübt als die beiden
 Frauen und leerten unsre Taschen in die Schürze des kleinen
 Mädchens, um wenigstens die Mittel für das Nothwendigste
 in der ärmlichen Wohnung zurückzulassen.

Wir erzählten diese traurige Geschichte überall wohin wir
 kamen, und einen Monat später war der Goldfisaan ein be-
 suchtes Wirthshaus.

[2799]

G. N.-e.

Ö zürne nicht auf Dein Geschick.

Ö zürne nicht auf Dein Geschick,
 Wenn's Dir auch herben Kummer bot,
 Es sendet Gottes Vaterhuld
 Zu Deinem Heile Dir die Noth.

Das höchste Glück empfindet nur
 Ein Schmerz- und gramgeläutert Herz,
 Drum nimm mit dankbarem Gemüth
 Aus Gottes Vaterhand den Schmerz.

Wenn rauhe Winterstürme weh'n,
 Ist's doppelt schön am warmen Herd,
 Wenn Kummer nie das Aug' getrübt,
 Der kennt nur halb des Glückes Werth.

Drum zürne nicht auf Dein Geschick,
 Wenn's Dir auch herben Kummer bot,
 Es sendet Gottes Vaterhuld
 Zu Deinem Heile Dir die Noth.

[2804]

Sophie Lappe, geb. Favreau.

Einige für den Haushalt nützliche Bemerkungen.

Das Weichkochen harter Hülsenfrüchte

zu beschleunigen, z. B. durch langes Liegen hart und zähe ge-
 wordene Bohnen, Erbsen, Linen u. s. w. weich zu kochen, ist
 Soda ein vorzügliches Mittel. Man hat nur nöthig zu einer
 Portion für 6 Personen ungefähr einen Theelöffel voll Soda
 zu nehmen, und darf gewiß sein, daß die Hülsenfrüchte weich
 und genießbar werden. Dasselbe Mittel hat sich auch zum
 Weichkochen zähen Fleisches wirksam erwiesen.

Das Putzen des kupfernen Geschirres

geschieht auf sehr einfache Weise, indem man dasselbe mit ge-
 pulvertem Tripel (eine erdige Steinart) und Zitronenmark
 abreibt, es mit reinem Wasser abspült und dann mit einem
 reinen Tuche abtrocknet.

Artischocken.

Man prüft, ob sie zart sind, indem man den Stiel dicht
 unter der Frucht abbricht. Bricht sie leicht ab, ohne Fäden
 zurückzulassen, so ist sie gut.

Champignons.

Diese müssen weiß, trocken und leicht zu brechen, die
 untere Fläche muß entweder fleischfarben oder hellrosa und
 von angenehmem Geruch sein, und einen der Haselnuß ähn-
 lichen Geschmack haben.

Provenceroöl.

Man muß das klare, gelbbliche wählen, welches einen
 milden Geschmack, einen angenehmen Geruch hat, doch nicht
 das weizliche, triebe. Zur Prüfung, ob das Öl gut und
 rein sei, kann man eine gläserne Flasche damit zur Hälfte
 füllen, sie schütteln, und wenn sich Bläschen am Del bilden,
 überzeugt sein, daß es verfälscht sei.

Kaffee.

Der Mokka-Kaffee hat mäßig große Bohnen und eine
 zart grüne Farbe; er giebt unter dem Zahn nach und zeichnet
 sich durch ein köstliches Aroma aus.

Der Bourbon-Kaffee hat noch kleinere Bohnen, häufig
 mit runden untermischt, welche die Kaufleute oft als Mokka
 verkaufen. Seine Farbe ist bläulich.

Der Martini-Kaffee ist grün und flach, größer
 als der Bourbon und Mokka, und hat ein zwar stärkeres, aber

Unsre seligsten Stunden

Es sind schöne Stunden, wenn das Kind mit dem
 frommen, geheimnißvollen Glauben im kindlichen Herzen zu
 dem stummernden Weihnachtsbaum aufblickt und die Geschenke
 der Seinen mit Jubel und von Freude strahlendem Gesicht
 entgegennimmt. Es sind schöne Stunden, wenn in jugend-
 licher Lust und Freude des Lebens flüchtige Minuten dahinei-
 len; entzündende, wenn des Herzens süßes Sehnen in süße
 Erfüllung geht, wenn der goldne Traum zur beglückenden
 Wirklichkeit zu werden scheint und mit tausend herrlichen Plä-
 nen die Zukunft durchwebt. O, es giebt der schönsten Stunden
 noch so viele im Leben, deren Erinnerung nie verfliehet; aber
 was die seligste sei? Wenn nach schwerer Stunde, nach heißem
 Kampfe, nach dunkler Nacht, in welcher der hohnlachende,
 höllische Geist der Verzweiflung in dem blutenden Herzen ge-
 wühlt, in dem Hirn mit dem Wahnsinn gespielt — wenn da
 das Herz durch die dicke, schwarze Wolke die Sonne der Alles
 umfassenden Liebe wieder durchleuchten sieht; wenn es in dem
 dunkeln Verhängniß die weise, auch durch Schmerzen seg-
 nende Hand erblickt; wenn es die hohe Kraft in sich fühlt, auch
 nach Entziehung unsrer liebsten innigsten Wünsche noch glück-
 lich zu sein! Da sinkt es mit Ergebung in den heiligen, uner-

weniger angenehmes Aroma, weshalb er auch mehr als die beiden andern Sorten der guten Sahne bedarf, ihn schmackhaft zu machen. Man muß beim Kauf des Kaffee darauf achten, daß nicht weiße Bohnen darunter sind; diese sind verdorben.

Gewürznelken.

Die Gewürznelken müssen schwer, groß, von angenehmem Geruch und sehr pikantem Geschmack sein.

Gummern.

Diese müssen schwer und ohne üblen Geruch sein. Wenn man den Schwanz am äußersten Ende faßt, so hat man Mühe, ihn in gestreckte Lage zu bringen, er fährt augenblicklich wieder in sich selbst zurück. Dieses Merkmal gilt auch für kleine Krebsse.

Zimmet.

Guter Zimmet ist lang, dünn, leicht zerbrechlich und in sich zusammengerollt, gleichsam eine röthlich braune Stange bildend, von pikantem, angenehmem aromatischem Geruch. Wenn der Zimmet beim Kauen zähe und schleimig wird, so ist es eine schlechte Sorte.

Sardellen.

Die guten Sardellen müssen klein, oben weiß, inwendig röthlich und auf dem Rücken gerundet sein. Die platten oder großen sind Sardinen.

Kapern

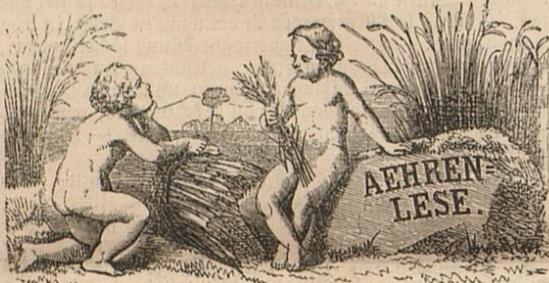
müssen klein, grün und hart sein.

Stockfisch.

Der getrocknete Stockfisch muß, wenn er gut sein soll, eine sehr rothe Farbe haben; (auch der grüne, frische Stockfisch ist sehr gesucht.)

Muskatennuß.

Die weibliche Muskatennuß ist die beste, ihr Geruch ist feiner, ihr Geschmack aromatischer, als die der männlichen, die sich durch eine längliche Gestalt auszeichnet, größer, doch leichter ist, zu scharf schmeckt und häufig von Würmern zerlegt wird. [2800]



Was durch Schönheit und Güte das Herz erquicht, Das hat genügt — denn es hat beglückt.

Ein Vorwurf ist das Lob für den, der fühlt, daß es ihm unerdient geworden. Wo aber das Gewissen das Lob als schuldigen Tribut empfängt, da ist kein Lob noch besser als gerügend. Willst du, daß deine Worte deinem Zuhörer in der Erinnerung bleiben, so knüpf' ein Lob für ihn daran; denn nie vergißt der Mensch ein Wort, welches ihm sein eigenes Lob zurückruft. Liebe deine Freunde wo du kannst, denn schon manche Freundschaft ist erloschen, weil ihr die Nahrung liebender Anerkennung fehlte. Gegen Fremde aber sei mit deinem Lobe nicht verschwenderisch, damit sie dein Urtheil schätzen lernen.

Unthätigkeit gewährt kein Glück, der Geist findet Befriedigung nur im Handeln.

Frage du in der Jugendzeit Immer getroffen dein junges Leid, Und meinst du, daß dir das Herz bricht? Junge Leiden, die tödten noch nicht, Es stirbt sich nicht so gleich!

Nichts ist mehr im Stande ein Herz zu verhärten, als das Versagen wohlbedienten Lobes, denn ein Lob zu rechter Zeit nützt mehr als ein Vorwurf, wie die Sonne der Pflanze notwendiger ist, als das Messer, welches die allzufrühen Zweige vertheilt.

Weise ist der, der aus Kleinigkeiten Freude schöpft.

Erniß nur führt des Fortschritts weiten Kreis, Gerade Wege suchend, nicht die schiefen, Und weiter strebend über Höhen und Tiefen: So kommst du über Zweifelsmogel weit Zurück zu deinem frommen Kinder glauben, Und nichts mehr kann dir seinen Frieden rauben!

Wer stets sich damit beschäftigt, die Fehler Anderer zu entdecken, stirbt, ohne seine eigenen kennen gelernt zu haben.

Anders hier und anders dorten Sand ich Welt und Menschenhan, Eins nur treff' ich aller Orten, Fern und nahe, sonst und nun: Das ist über Land und Wolle Gottes Himmel um und um, Das ist unter allem Wolle Manich ein Herz voll Christenthum!

Die Bescheidenheit ist für das Verdienst das, was der Schatten den Figuren in Gemälden, das Relief, welches ihnen Kraft und Ausdruck giebt

Der Redner sät, der Hörer erntet.

Man darf sich trösten über seine Fehler, sobald man die Kraft hat sie zu gestehen. [2798]



Sylbenräthsel.

Zweifelsylbig.

Die Letzte ist das Gegentheil der Ersten, Doch können nur beisammen sie bestehn! Denn nur wo jene Letzten sich erheben, Wird man die Ersten in der Tiefe sehn.

Das Ganze herrscht mit mildem Scepter, Mit Harmonie und großem Glück, Im Reich des Klanges und der Töne, Im Zauberlande der Musik. [2178]

Rösselsprung - Aufgabe.

Loe.	die	wie	nur	fal.	hof.	sich.	Zu.
le	und	fe	ist	ste	die	sen,	das
cher	die	Fül.	gend;	set	glück.	gend	al.
bens,	nur	si.	von	sam	sein	stets	se
fößt.	Ge.	Le.	nicht	Zu.	zie.	sie	giebt
des	hin.	Reich	nüg.	*al.	bens,	denn	hat
winn.	ihr	sel.	die	ver.	des	gang	denn
ber	ist	Ge.	dünkt	sich	sen,	ge.	je.

Erster Nebus.



Zweiter Nebus.

(Zu striktes Sprichwort.)



Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 7.

Wieland.

Auflösung der zweifelsylbigen Charade in Nr. 7.

Buchstab.

Auflösung des Nebus in Nr. 7.

Fisch' der Verführung lockende Stimme.

Auflösung des Räthfels in Nr. 7.

(Rösselsprung = Aufgabe in Nr. 5.) Welt.



Fr. v. S. in N. — Einen schwarzen Kragen mit passendem Puffarmel brachte Nr. 22 des vorigen Jahrgangs. Der Schnitt eines Fichu, wie Sie es wünschen, ist in einer früheren Nummer enthalten; wollen Sie und Ihre vollständige Adresse mittheilen, so sind wir gern bereit, Ihnen diese Nummer zu senden.
Fr. Minna K. in B. — Selbstamer Weise haben sich zahlreiche Stimmen in einer, der Ihrigen ganz entgegengelegten Meinung geäußert. Ihre übrigen Wünsche sollen nach und nach berücksichtigt werden.
Fr. F. e. in L. — g. Wir sind mit derartigen Artikeln versorgt. Dank für gültige Mittheilung.
Fr. G. in G. Die von Ihnen bezeichneten Stoffe sind vollkommen elegant, besonders mit der jetzt üblichen Verzierung der Lambrequins, zu denen Nr. 2 d. Bazar, Jahrgang 1858, ein Muster bietet. — Natürlich muß diese Garnitur alle 4 Seiten umfassen.
Sinnlich der Uebereinstimmung einer Zimmerdecoration sind wir nur der Meinung, daß die Hauptfarben der im Zimmer befindlichen Siderieen nicht mit denen der Gardinen, des Canapee, der Tapeten, unangenehm contrastiren dürfen; z. B. würde zu einem ponceau Plüschsofa ein cerise-roth gefülltes Dreifler sehr geschmacklos sich darstellen. Kissen auf weißem Grunde mit bunten Blumen und Arabesken passen natürlich zu jeder Zimmereinrichtung.
Fr. F. v. L. G. in De. — u. Wir bedauern, für jetzt von Ihrer gefälligen Zusendung keinen Gebrauch machen zu können.
Fr. W. K. in L. — Wir können Ihnen ein sehr einfaches Mittel zum Poliren der Möbel empfehlen. Frisches Del und Essig werden gut mit einander vermischt, in dem Verhältnis, daß man zu einem Eßlöffel voll Del einen Theelöffel Essig nimmt. Vorher wischt man die Möbel mit einem trocknen Luche vom Staube rein, taucht ein Stückchen Flanell in die Mischung und reibt damit über die Politur, stets nach einer Richtung zu streichend. Ist ein Möbel vollständig auf diese Weise polirt, so reibt man es noch nachträglich mit einem reinen, trocknen Luche ab.
Fr. v. S. in D. Sie haben Recht, es kommt allerdings selten vor, daß wir, denen Ebn und Streben so eng mit der Gegenwart verknüpft ist, nach jenen schauerlichen Nesten des Lebens gefragt werden, nach den schauerlichen Resultaten einer Kunst, welche dem Staube Ewigkeit zu geben sich bemüht. Doch können wir Ihnen sagen, daß außer den einbalsamirten Mumien in den ägyptischen Katakomben es noch andere giebt, welche durch die Hitze der Sonne getrocknet sind. Diese letzteren finden sich in der Lybischen Wüste.
Fr. F. W. in W. — Nicht allein diese; auch die Chinesen halten die Nester einer gewissen Schwabenart für eine große Delicatesse und verkaufen sie für Silberstücke von dem Gewicht der Nester selbst. Diese Vogelnester haben eine gallertartige Substanz.
Fr. B. F. in M. — n. Das ist vollkommen gegründet. Die eleganten Parfimerieen tragen zum Paß Corsets von Noiree antique oder anderen schweren weissebenen Stoff. Sie meinen, diese seidenen Stoffe dehnen sich weniger als die baumwollenen, und seien daher zu einem Corset, das die Taille hervorheben soll, besonders geeignet.
Fr. v. B. in H. — e. Nicht nur ältere Damen; im Gegentheil! Sammetroben werden jetzt namentlich von jungen Frauen zu großer Parüre getragen.
Fr. Emilie W. . . . Wenn die Blätter Ihres Epheu flebrig geworden, können wir Ihnen keinen andern Rath geben, als den unser Artikel in Nr. 3 d. J. bei ähnlicher Veranlassung angiebt, jedes einzelne Blatt mit grüner oder schwarzer Seife und Wasser abzuwaschen. Das ist zwar etwas mühsam — doch welche Pflege, und wäre es die einer Pflanze, ist ganz ohne Mühe?
Fr. J. K. in D. Dergleichen Muster sind zu kleineren Fußstapfen wieder ganz modern; besonders spielen die Thiere auf Teppichen eine große Rolle. Zu sehr großen Teppichen, welche ein ganzes Zimmer bedecken sollen, wählt man fortlaufende Muster, oder Klein, gewöhnlich aus Blumen und Arabesken bestehend.
Fr. W. v. N. in L. — 1. Der Bernstein, namentlich der matte, ist sehr modern, und wird in derselben Art, wie die Korallen, in der Damen-toilette angewandt.
Fr. L. S. in M. — Die gewöhnliche Größe eines Postkottlers ist die einer Untertasse — ob wir Ihren Wunsch in Betreff des Musters werden erfüllen können, ist noch zweifelhaft.
Fr. S. K. in J. — g. — dr. Das was Sie wünschen, hat der Bazar in reichem Maße gegeben. — Desius zu Tisch decken brachten folgende Nummern des vorigen Jahrgangs: Nr. 18 und 26, — zu Application: Nr. 32, — zu Plattlich: Nr. 6 dieses Jahrgangs. Zu Wörtern der verschiedensten Art enthalten Desius die Arn. 16, 22, 32, 41, 46 des vorigen Jahrgangs, Nr. 2 dieses Jahrgangs.
Fr. L. B. in B. Es freut uns, daß Sie die Arbeit des gestrickten Glodenjuges unternommen haben, sie wird Ihnen den Lohn eines schönen Werkes gewähren — aber noch einen Rath. — Bei öfterem Gebrauch des Glodenjuges möchten die verbindenden Perlenschnüre des Griffes nicht genügenden Widerstand leisten, es ist daher zweckmäßig, auf der linken Seite des Glodenjuges eine starke, mit Wand unwickelte Schnur über dem eingehobenen Fischbein querliegend zu befestigen und diese als Griff zu benutzen. — Eine etwas unständlichere, aber zur Schonung des ganzen Klingeljuges noch zweckmäßigere Vorrichtung ist folgende: man befestigt mit dem Glodenzuge zugleich, an dem dazu bestimmten Haken, eine längere unwickelte Schnur und läßt diese auf der linken Seite des Glodenjuges, durch mehrere Querbänder gehalten, herunter geben. Unten bildet man daran eine Schlinge zum Anpassen und wird auf diese Weise das Ziehen der Glode allein mittelst der Schnur bewerkstelligt. Natürlich darf die Schnur nicht so lang sein, daß sie unten zum Vorfahren kommt.
Fr. F. W. in W. Wahrheitslieblich sind die letzten Blätter des Bazar noch nicht in Ihren Händen, laßt sich den gewünschten Rath schon vielfach empfangen — fast jede Nummer dieses Jahrgangs enthält Berichte über Haarfrisuren und Coiffuren; von letzteren brachte Nr. 6 vier Abbildungen nebst besonderer Beschreibung dieses Tremas; das Modenbild in Nr. 4 zeigt moderne Haarfrisuren. — Wir wiederholen, daß allerdings die zurückgekommenen, über Wolle arrangirten Scheitel noch getragen werden; sehr modern sind Locken, welche oft eben so wie die Scheitel nach rückwärts gewunden, überhaup weit aus dem Gesicht getragen werden.
Fr. B. de Tr. in M. Ein Irrthum und doch kein Irrthum — der mit Nr. 2 bezeichnete schwarze Canepou in Nr. 8 des Bazar ist derselbe, den wir als von weißem Organdi, mit schwarzer Garnitur beschrieben haben; — dies verhält sich ganz einfach so: das Modell war allerdings ganz schwarz, nur der Zeichner hat unsere Angabe nicht richtig verstanden und damit unsere Absicht vereitelt, den Leserinnen eine feiner reizenden Originalitäten vorzuführen, welche die Mode schafft.
Fr. M. S. in N. bei K. Das Supplement der nächsten Nummer ist schon so weit arrangirt, daß die Erfüllung Ihres Wunsches für jetzt nicht mehr möglich. Noch vor Ablauf des Winters werden in dem moderne Schnitte dieser Art erscheinen.

Berichtigung.

In Nr. 7 des Bazar, unter den Abbildungen der Polonaise-Touren, müssen die Zeichen der Figur 7c. so stehen, wie die der Fig. 2b.